ad astra.

Magazin für Wissenschaft & Kultur
der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt

Oktober 2018

ACHTUNG DATENWOLKE

Schätzungen besagen, dass 2020 jeder Mensch 1,5 bis 2 Megabyte Daten generieren wird. Pro Sekunde! Was müssen unsere Supercomputer leisten, um die große Datenwolke zu verarbeiten?

13. NOVEMBER
9-15 UHR
ALPEN-ADRIA-UNIVERSITÄT KLAGENFURT

EINTRITT FREI!

KLEINE ZEITUNG

UNIVERSITÄT KLAGENFURT

AMS

Maurer

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Bildung wird weitgehend vererbt! Dieser Befund ist keineswegs neu – zu denken geben muss uns aber, dass er sich hartnäckig hält. Daten belegen, dass Bildung nach wie vor ungleich verteilt ist und der Zugang zu Hochschulen vor allem vom familiären Hintergrund abhängt. Konkreter ausgedrückt: vornehmlich Kinder von AkademikerInnen schließen universitäre Studien ab; Kinder aus bildungsfernen Schichten hingegen kaum. Bildung aber ist Chance – eine höhere Bildung ist ein wirksames Mittel gegen Arbeitslosigkeit und für mehr Wohlstand und Zufriedenheit. Diese ungleiche Verteilung von Chancen wollen wir gezielt „in Angriff nehmen“. Wir möchten künftig im Besonderen auf First Generations Students (Studierende aus einem nichtakademischen Elternhaus) zugehen und sie bei Bedarf im Studium unterstützen. Ein konkretes Beispiel dafür ist das Peer-to-Peer-MentorInnenprogramm „Be First!“, über das Sie sich auf Seite 55 informieren können.

Das vergangene Studienjahr stand mit dem Zweischritt Entwicklungsplan und (der noch zu verhandelnden) Leistungsvereinbarung ganz im Zeichen der Zukunftsplanung. Im Bereich Studien und Lehre ist z. B. die Einführung von drei neuen Studien – u. a. erstmals auch eines englischsprachigen Bachelorstudiums im Bereich der Wirtschaftswissenschaften – geplant; einige Vorhaben zielen auf die Überprüfung und Verbesserung der Studierbarkeit, die Förderung der internationalen Studierendenmobilität sowie im Allgemeinen die Hebung des Stellenwerts der Lehre. Das korrespondiert auch mit der Neuausrichtung der Universitätsfinanzierung, zumal die Budgetmittel der Universität künftig entscheidend von der Anzahl der prüfungsaktiv betriebenen Studien abhängen werden.

Neuigkeiten zu Semesterbeginn sind der Start des Masterstudiums „Visuelle Kultur“ sowie des nunmehr englischsprachig angebotenen Masterstudiums „Mathematics“.

Das vorliegende *ad astra* bietet wiederum einen Einblick in die Breite und Buntheit universitären Wirkens. Eine anregende Lektüre sowie alles Gute zum Start in das neue Studienjahr wünscht

Doris Hattenberger
Vizerektorin für Lehre

IMPRESSUM

ad astra.
Magazin für Wissenschaft & Kultur der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt
ad astra erscheint zweimal jährlich und kann kostenlos unter adastra@aau.at abonniert werden. Die nächste Ausgabe erscheint im März 2019.
Herausgeberin: Alpen-Adria-Universität Klagenfurt
Redaktion: Lydia Krömer (verantwortlich), Annegret Landes, Barbara Maier, Romy Müller, Theresa Kaaden, Karen Meehan, Patricia Leitgeb
Anschrift der Redaktion: Alpen-Adria-Universität Klagenfurt, Öffentlichkeitsarbeit & Kommunikation, Universitätsstraße 65–67, 9020 Klagenfurt am Wörthersee, Austria, T: +43 463 2700 9301, E-Mail: adastra@aau.at
Titelbild: Susanne Banfield-Mumb Mühlhaim
Gestaltung|Satz|Layout: Susanne Banfield-Mumb Mühlhaim
Auflage: 4.000 Exemplare
Druck: Samson Druck, 5581 St. Margarethen 171

ad astra und Abo-Anmeldungen finden Sie online unter: www.aau.at/ad-astra

RECYCLED Aus Recyclingmaterial FSC® C022357

Klimaneutral Druckprodukt ClimatePartner.com/11442-1808-1001

gedruckt nach der Richtlinie „Druckerzeugnisse“ des Österreichischen Umweltzeichens, Samson Druck GmbH, UW-Nr. 837

inhalt

3 editorial, impressum

6 titelthema

6 Effizienz für die große Datenwolke
Der Datenverkehr zwischen „Clouds“ und Endgeräten muss effizient organisiert werden. Informatiker Radu Prodan spricht über die Möglichkeiten und die Unmöglichkeiten, die uns in Zukunft erwarten.

10 gesellschaft

11 10. Oktober in Kärnten
Wie gehen die Kärntnerinnen und Kärntner mit den Erinnerungen und den Inszenierungen zum 10. Oktober um?

12 Der Mythos „Wörthersee-Film“
Film- und Literaturwissenschaftler Arno Rußegger untersuchte die „Wörthersee-Ära“ im Kino Anfang der 1970er Jahre.

14 Die Grautöne des Krieges
Sabine Seelbach spricht über die Ursachen des Dreißigjährigen Krieges und nimmt Bezug auf das aktuelle Kriegsgeschehen im Nahen Osten.

16 bildung

17 Tests bewerten und beurteilen
Die Bewertung und Qualitätssicherung von Tests im Fokus von Nikola Dobric

18 Bildungsdiskussion: „Teamkultur in den Schulen stärken“
Konrad Krainer spricht über das österreichische Bildungssystem und wo er Veränderungen sieht.

20 Bildung mit Größenunterschieden: Von niedriger Berufsbildung und hoher Gelehrtenbildung
In Österreich klafft eine große Kluft zwischen der Berufs- und der Hochschulbildung. Ein Gespräch mit Bildungswissenschaftler Peter Schlögl

22 wirtschaft

23 Nicht jedes Valley eignet sich zum Technologiecluster
Wirtschaftsgeograph Max-Peter Menzel über die Entstehung von Wirtschaftsclustern

24 Was sind Bitcoin, Blockchain und Co?
Alexander Brauneis im Gespräch über Kryptowährungen

26 Weder fad noch eintönig: Kann der öffentliche Sektor ein attraktiver Arbeitgeber sein?
Sanja Korac spricht darüber, welchen Blick junge Menschen auf eine Beschäftigung im öffentlichen Sektor haben.

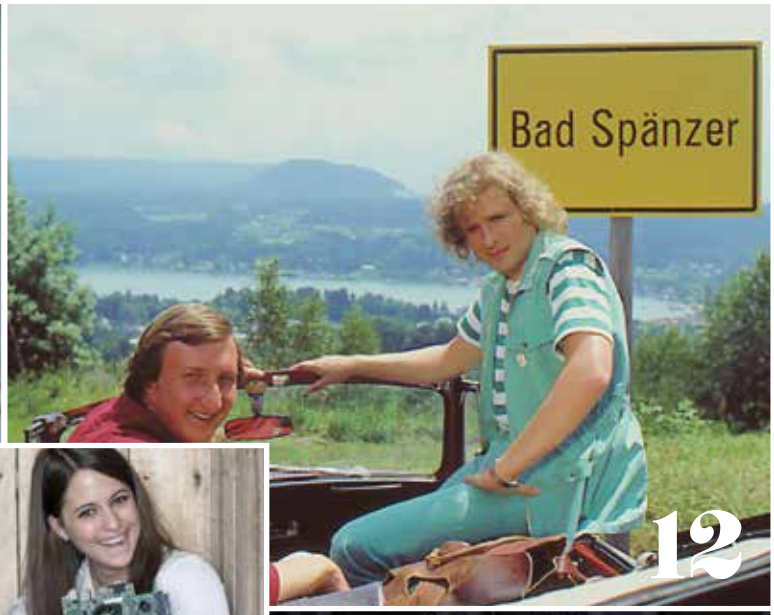
28 umwelt

29 (K)Ein Spiel: Vernichtet den Staudenknöterich!
Ein Strategiespiel gegen den Japanischen Staudenknöterich

30 Was die Weltanschauung mit der Windkraft verbindet
Nina Hampl über Windkraft und soziale Akzeptanz von erneuerbaren Energietechnologien

32 Wasserkraft im Fluss der Zeit
Ausbau der Wasserkraft seit 1900

inhalt



33 hightech

34 "Drones Are Here to Stay. Get Used to It."
Ein Gespräch mit Christian Bettstetter über die Drohnenforschung

36 Holzstämme automatisiert in Sägewerke einbringen
Stephan Weiss über innovative Ideen für die Holzindustrie

38 gesundheit

39 Werbung für Medikamente erfolgreich gestalten
Pharmawerbung und das Wohlbefinden des Menschen

40 Der verstellte Blick auf das Altwerden
Gerontologin Irene Straßer erarbeitet mit der Diakonie de la Tour ein zukunftsweisendes Pflegemodell.

42 Coaching bedeutet, ein Gespräch zu führen
Eva-Maria Graf hinterfragt, welche kommunikativen Aktivitäten das Coaching prägen.

43 kunst

44 „Wir arbeiten in einem Kunstwerk"
Kunsthistorikerin Nora Leitgeb und Kurator Franz Thalmair über den Kunstraum Lakeside

46 Olaf Osten und der Horizont
Olaf Osten stellt im Herbst seine Arbeiten an der Universität aus.

48 Joseph Buttinger und seine = unsere Bibliothek
Die Reihe Kostbarkeiten aus der Bibliothek widmet sich im Herbst Joseph Buttinger.

49 menschen

50 „Ich habe mir das hart erarbeitet"
Informatikerin Jennifer Simonjan im Gespräch mit ad astra

52 Im Kosmos von Johann Eder

54 freunde & förderer

55 Be first!
Ein Peer-to-Peer-Mentoring-Programm, um „First-Generation-Studierende" auf ihrem Weg zum Studium zu unterstützen

56 Ein Wiedersehen mit … Marie Steinthaler
Alumni im Porträt

58 Frische Impulse!
„Klagenfurt-Stipendium" startet im Herbst

59 Mit der connect zum Job
AbsolventInnen erzählen über ihren Berufseinstieg

60 Eine Win-win-Situation für beide Seiten
Interactive! das Karriereprogramm und Infineon arbeiten zusammen.

61 campus

62 Studieren, Arbeiten, Stillen und Pflegen
Das Familienservice als wichtige Stütze für Studierende und MitarbeiterInnen

64 „Woran wir keinesfalls rütteln dürfen, ist die Wertorientierung"
Universitätsratsvorsitzender und Business Angel Werner Wutscher im Gespräch mit ad astra

Effizienz für die große Datenwolke

Auf Youtube werden jede Minute rund 400 Stunden Videomaterial hochgeladen. Die Nutzerinnen und Nutzer sehen sich, den Statistiken von Youtube zufolge, jeden Tag eine Milliarde Stunden Videos an. Dieser Datenverkehr zwischen der „Cloud" Youtube und den Endgeräten, die zu mehr als der Hälfte mobile Devices sind, muss effizient organisiert werden. Der Informatiker Radu Prodan arbeitet an der Effizienz solcher verteilter und paralleler Systeme. Im Interview spricht er über die Möglichkeiten und die Unmöglichkeiten, die uns in Zukunft erwarten und uns vor enorme Herausforderungen für Technik, Mensch und Natur stellen.

Interview: *Romy Müller* Fotos: *Daniel Waschnig*

In den USA ging im Juni der schnellste Supercomputer in Betrieb – mit einer Leistung von 200 Petaflops (Billiarden Rechenoperationen pro Sekunde). Sie beschäftigen sich damit, wie solche Riesensysteme funktionieren können. Was ist die Herausforderung dabei?
Diese Computer bestehen aus Millionen heterogener Komponenten, die sehr komplex und hierarchisch strukturiert sind. Eine effiziente Programmierung von Supercomputern dieser Größe ist eine schwierige Herausforderung, da die notwendige Kommunikation zwischen den Komponenten, die Synchronisation und viele andere unvermeidbare Overheads Ineffizienz erzeugen. Bei vielen solchen Rechnern haben wir eine Leistungsfähigkeit von nur 15 bis 20 Prozent gegenüber dem, was sie theoretisch zu leisten imstande wären. Das wird nicht nur für viele Anwendungen zum Performanz-Problem, sondern auch für den Betreiber, der die teuer angeschaffte Recheninfrastruktur nicht voll ausnutzt.

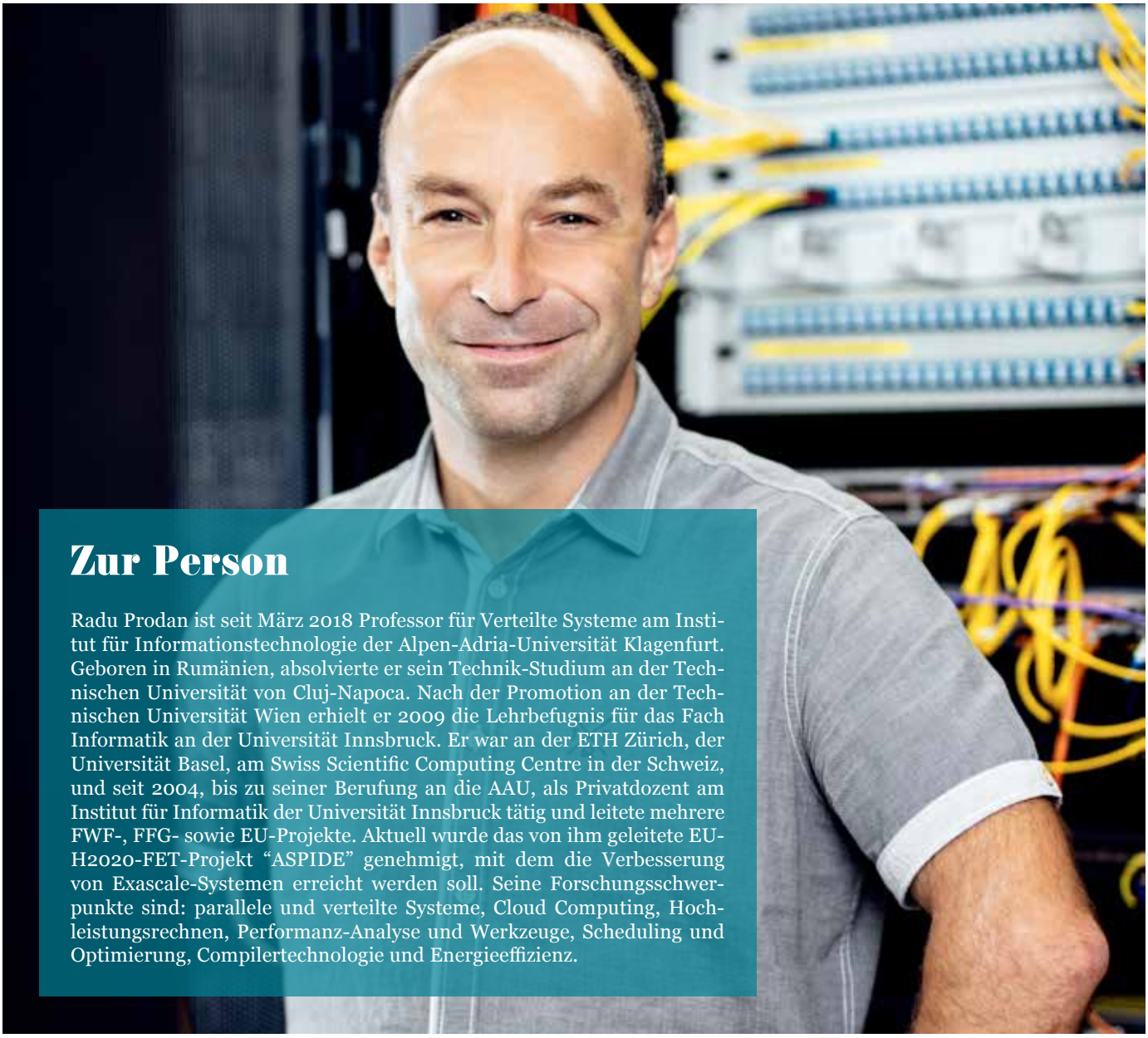
Was ist das Hauptproblem?
In vielen Fällen die theoretische Spitzenleistung zu erreichen. Die Supercomputer werden immer größer, um eine solche Geschwindigkeit von über eine Trillion Operationen pro Sekunde zu erreichen. Wenn man an Masse gewinnt, verliert man an Geschwindigkeit, wenn man zwischen den einzelnen Komponenten zu oft oder zu viele Daten kommuniziert. „Extreme Data" ist der Inbegriff des Big-Data-Konzepts, das sich durch enorme Datenmengen auszeichnet, die in nahezu Echtzeit abgefragt, kommuniziert und analysiert werden müssen. Damit beschäftigen wir uns aktuell in einem neu gestarteten europäischen Forschungsprojekt.

Wofür braucht man das?
Es gibt heutzutage viele wissenschaftliche und kaufmännische Anwendungen, die Daten mit einer Rate von Hunderten von Gigabits pro Sekunde erzeugen, speichern, filtern und analysieren müssen. Ein modernes Beispiel ist die gleichzeitige Analyse von Millionen von Bildern pro Tag, die eine Milliarde von Social-Data-Posts in Echtzeit auf einer Datenbank abfragt. All das können herkömmliche Festplatten und kommerzielle Speicher nicht. Wir versuchen also, bestehende Konzepte und Technologien zu verbessern und konzentrieren uns auf datenintensive Anwendungen, die auf Systemen laufen, die aus bis zu Millionen von Rechenelementen bestehen. Das sind die so genannten Exascale-Systeme, die eine Trillion von Operationen pro Sekunde beherrschen.

Was tun Sie, bzw. was werden Sie im neuen Projekt tun, um solche Exascale-Systeme zu verbessern?
Wir wollen Definitionen neuer Programmierparadigmen, Schnittstellen, Laufzeittools und Methoden zur Darstellung datenintensiver Aufgaben auf Exascale-Systemen erarbeiten, die den Weg für die Nutzung von massivem Parallelismus über ein vereinfachtes Modell der Systemarchitektur ebnen können. Dadurch sollen hohe Leistung und Effizienz gefördert sowie leistungsstarke Operationen und Mechanismen zur Verarbeitung extrem großer Datenquellen mit hoher Geschwindigkeit und/oder in Echtzeit bereitgestellt werden.

Viele der genannten Zahlen klingen nach Superlativen. Die wirklichen Superlative beim Bedarf an Rechenkapazität sind aber noch lange nicht erreicht, oder?
Gordon Moore, Mitgründer von Intel, hat 1965 das Mooresche Gesetz formuliert, das im Wesentlichen besagt, dass sich die Geschwindigkeit der Rechenanlagen immer alle 18 Monate verdoppeln wird. Das Gesetz hat bis heute Gültigkeit. Diese Steigerungsraten reichen natürlich bei weitem nicht, um dem gestiegenen Datenaufkommen gerecht zu werden. Es gibt Schätzungen, die besagen, dass bis 2020 jeder Mensch auf dieser Welt ungefähr 1,5 bis 2 Megabyte pro Sekunde generieren wird. So viele Daten können wir weder speichern noch verarbeiten. Deshalb ist es wichtig, die Daten so zu interpretieren und zu filtern, dass nur die Informationen, die wichtig sind, weiterverarbeitet werden.

Welche Ansätze gibt es zur Lösung?
Das ist sehr anwendungsabhängig. Heute geht der Trend in Richtung Edge Computing. Auf der einen Seite haben wir mit der Cloud eine große Wolke, in der viele Parallelrechner eine gemeinsame Einheit bilden, die zentralisiert Daten verarbeitet.



Zur Person

Radu Prodan ist seit März 2018 Professor für Verteilte Systeme am Institut für Informationstechnologie der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt. Geboren in Rumänien, absolvierte er sein Technik-Studium an der Technischen Universität von Cluj-Napoca. Nach der Promotion an der Technischen Universität Wien erhielt er 2009 die Lehrbefugnis für das Fach Informatik an der Universität Innsbruck. Er war an der ETH Zürich, der Universität Basel, am Swiss Scientific Computing Centre in der Schweiz, und seit 2004, bis zu seiner Berufung an die AAU, als Privatdozent am Institut für Informatik der Universität Innsbruck tätig und leitete mehrere FWF-, FFG- sowie EU-Projekte. Aktuell wurde das von ihm geleitete EU-H2020-FET-Projekt "ASPIDE" genehmigt, mit dem die Verbesserung von Exascale-Systemen erreicht werden soll. Seine Forschungsschwerpunkte sind: parallele und verteilte Systeme, Cloud Computing, Hochleistungsrechnen, Performanz-Analyse und Werkzeuge, Scheduling und Optimierung, Compilertechnologie und Energieeffizienz.

Heute wissen wir, dass die Cloud nicht mehr ausreichen kann, um die Datenmenge zu bewältigen. Durch die Entfernung zwischen Endgerät und der Serverfarm – vielleicht am anderen Ende der Welt – ergeben sich Latenzprobleme. Auch wenn es nur ein paar Millisekunden sind, der Mensch ist sehr empfindlich, wenn er auf das Abrufen von Daten warten muss. Dies ist besonders auffällig bei hoch-interaktiven Benutzerschnittstellen wie Computerspielen. Wir müssen es also schaffen, die Cloud näher an die Endnutzerin heranzubringen, die Daten also am Rand des Netzes zu verarbeiten. Dies ist die Idee von Edge Computing.

Wie kann ich mir das in der Praxis vorstellen?

Man wird dynamisch und adaptiv in der Nähe der Anwendung einen kleinen netzwerkfähigen Rechner an eine Steckdose anstecken. So hat man dann seine eigene kleine „Cloud", die die Daten verwaltet und eine wesentlich schnellere, näher an Echtzeit gelegene Kommunikation ermöglicht. In die Verwaltung solcher verteilter Edge/Cloud Computer wird noch viel Entwicklungsarbeit hineingesteckt werden, um diese automatisiert, transparent, adaptiv und flexibel zu machen. Dies wird aber in den nächsten Jahren auf den Markt kommen.

Gehen damit nicht die Vorteile der Cloud verloren, also die unlimitierten Ressourcen, der Zugang zu den Daten jederzeit und überall, die Skalierbarkeit, das Auslagern und damit auch das Vertrauen darauf, dass die Daten schon irgendwo anders gesichert sind?

Natürlich nicht, weil das im Prinzip eine Ergänzung zur bestehenden Cloud ist. Ein großes Problem wird die Sicherheit bleiben, wenn unsere Daten auf immer mehr Fremdgeräte gespeichert werden, insbesondere heutzutage mit dem neuen europäischen Datenschutzrichtlinien.

All diese Riesencomputer und Serverfarmen verbrauchen auch Energie. Inwiefern stellen sie auch eine Gefahr für unsere Umwelt dar?
Das ist die dunkle Seite der Cloud: Sie verbraucht enorm viele Ressourcen. Die Datenverarbeitungszentren dieser Welt verbrauchten schon vor einigen Jahren ungefähr drei Prozent des weltweiten Energieaufkommens, und dieser Wert ist drastisch im Steigen. Auch die Treibhausgasemissionen sind immens davon betroffen. Wenn sich Cloud-Computing weiter ausweitet, sei es in Form von großen Wolken oder vielen kleinen einzelnen Schäfchenwolken, müssen wir auch das Umweltproblem mitdenken. Deshalb ist gerade die Arbeit an der Energieeffizienz so wichtig, sowohl im Computerdesign als auch in der Hardwaretechnologie.

Unterstützt das Konzept des Edge Computing auch dabei?
Ja, die Idee ist es, den einen großen roten Hotspot, der Energie frisst, durch viele grüne kleine Einheiten überall auf der Welt zu kühlen. In dieselbe Kerbe schlägt auch das Konzept, die vielen Endgeräte, die global überall verwendet werden und mittlerweile sehr leistungsstark sind, mehr für die Datenverarbeitung zu nutzen. Dieses Konzept des Peer-to-Peer-Computing kam in den 1990er-Jahren auf. Damals wurde es hauptsächlich für den Datenaustausch genutzt, zum Beispiel für das Hochladen und Herunterladen von Musik oder Filmen, was auch häufig illegal genutzt wurde. Heute denkt man weiter, vor allem an die Nutzung der Rechenkapazität all dieser Geräte.

Denkt eigentlich jemals jemand daran, in dem Datenwulst „zusammenzuräumen", also auch grob auszumisten und Daten wegzuwerfen?
Speicher ist heute sehr billig, besonders dann, wenn die Schreib- und Lesegeschwindigkeit keine große Rolle spielt. Ans Wegwerfen denkt hier niemand. Sobald die Daten ins Internet geladen wurden oder unabsichtlich durchsickern, sind sie praktisch nicht mehr löschbar.

Betrachtet man die Fehleranfälligkeit, was ist besser: eine große Cloud oder unzählige kleine Clouds?
Bei einzelnen Computern haben wir einen „single point of failure", wie wir in der Informatik sagen. Für diesen kann man dann natürlich sehr strenge Sicherheitsmaßnahmen treffen und den Kern gut absichern. Wenn man viele dezentrale Einheiten hat, ist der Schaden, der eine der Entitäten bei einem Sicherheitsproblem betrifft, natürlich viel kleiner, andererseits ist der Schutz nicht in gleichem Maße einfach zu bewerkstelligen. Bei den vielen kleinen Geräten haben wir auch das Problem des Schwindelns, das heißt, wir verteilen den Zustand von einem Punkt zu mehreren Mitgliedern. Wenn alle korrekt arbeiten würden, wäre das kein Problem. Aber so ist die Welt natürlich nicht.

Sie sind heute 44 Jahre alt. Wenn Sie in Pension gehen, welches große Problem in Ihrem Arbeitsgebiet sollte bis dahin gelöst sein? Beziehungsweise: Wenn Sie als Wissenschaftler berühmt werden würden, wofür wollen Sie berühmt sein?
Die Programmiersprache, besonders bei den Hochleistungsrechnern, ist noch sehr primitiv. Wir programmieren heute noch immer fast gleich wie in den 1970er-Jahren, und wir haben es nicht geschafft, eine höhere Programmiersprache zu entwickeln.

Warum nicht?
Das Problem ist die Übersetzung. Die Übersetzung von einer höheren Programmiersprache zur Anwendung muss so viele Schichten und Stufen überwinden, dass das Problem derzeit noch unüberwindbar scheint. Vieles ist auch noch sehr ineffizient.

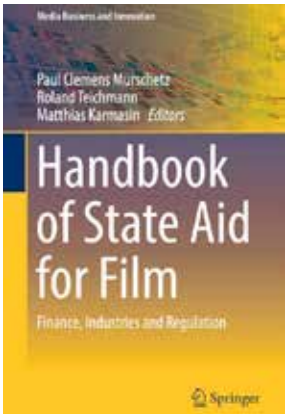
Wird man irgendwann auch eine natürliche Sprache verwenden können, um Computer zu programmieren?
Das ist auch ein Wunsch vieler Studierender in den ersten Semestern. (*lacht*) Der heilige Gral im Programmieren ist, die natürliche – deutsche, englische oder rumänische – Sprache nicht nur dafür zu verwenden, um Befehle zu geben. Das funktioniert ja bereits: „Rufe Thomas an!" Programmieren heißt, neue innovative Programme zu entwickeln und dies mit natürlicher Sprache zu bewerkstelligen, ist eine aktuell unvorstellbare Leistung. Was vielleicht machbar wäre, wäre eine leichtere Sprache, die auch für mehr Menschen zugänglich wäre.

Es gibt Stimmen, die sagen, Programmieren würde – gemeinsam mit Schreiben und Rechnen – demnächst zu den Grundfertigkeiten des Menschen gehören. Würden Sie dem zustimmen?
Das kommt auch darauf an, was man als Programmieren bezeichnet. Wenn die Oberfläche leicht zugänglich ist, kann so mancher und so manche programmieren, ohne das zu bemerken. Ich glaube aber nicht, dass jeder Mensch algorithmisch denken kann und dass das jeder können muss. Zum Beispiel muss auch nicht jeder so wie ein Künstler malen können. Wenn ich an meine Studienzeit zurückdenke, da gab es einen Moment, in dem ging der Knopf auf und ich habe verstanden, wie diese Art zu denken, zu strukturieren, zu entwickeln gemeint ist. Ab dann ging es wesentlich leichter. ✶

Behind the scenes

Das Fotoshooting zur *ad astra*-Titelstory fand im Data Center der Universität Klagenfurt statt. Das Datenzentrum wird vom Zentralen Informatikdienst (ZID) betreut. Federführend ist dabei der Leiter der Abteilung für Server- und Kommunikationssysteme Gerald Hochegger (hier am Foto). Das Data Center beherbergt nicht nur alle IT-Dienste der AAU (wie Moodle, Beschäftigtenportal oder die Website der AAU), sondern auch die Server zahlreicher Institute.

Buchtipp



Filme und deren Verwertung sind ein großes Geschäft, an dem – insbesondere in kleinen Film-Ländern wie Österreich – auch der Staat mit seinen Förderungen einen entscheidenden Anteil hat. Das Interview zum Buch mit dem Medien- und Kommunikationswissenschaftler Matthias Karmasin über Globalisierung in der Film-Branche, staatliche Interessen und Förderinstrumente sowie den Wandel in der Verwertungskette von Filmen gibt's unter *www.aau.at/blog/filmfoerderung*.

Murschetz, P. C., Teichmann, R. & Karmasin, M. (Eds.) (2018). Handbook of State Aid for Film. Finance, Industries and Regulation. Berlin: Springer.

6.000 Studierende in 320 Lehrveranstaltungen …

aau/Anglistik

… hat **Anthony Hall** von 1976 bis 2017 als Lehrender am Institut für Anglistik und Amerikanistik an der AAU begleitet. Im Rahmen eines Institutsfestes wurde er überrascht – und zwar mit der Umbenennung des Medienraums an der Anglistik in „Anthony's Hall".

www.aau.at/blog/anthonys-hall/

Das Konflikthafte als Teil einer europäischen Demokratie

Im EU-H2020-Projekt TRACES arbeiten Kunst und Wissenschaft gemeinsam an neuen Diskussionsräumen zu umstrittenen und schmerzhaften geschichtlichen Ereignissen, die bis heute fortwirken. Das Projekt, das nun in seinem letzten Drittel aktiv ist, wurde mit dem „European Year of Cultural Heritage 2018 (EYCH) label" ausgezeichnet. Unter www.aau.at/blog/traces gibt's dazu ein Interview mit dem Projektkoordinator **Klaus Schönberger**.

Das dritte Geschlecht

Aus Anlass des VfGH-Urteils, dass die Eintragung des Geschlechts in Personenstandsregister und -urkunden zwar nötig sei, dieses aber nicht auf männlich oder weiblich beschränkt sein dürfe, gibt's auf der Website der AAU ein ausführliches Interview mit der Philosophin **Alice Pechriggl**.

www.aau.at/blog/geschlechterklasse

Teilvorlass von Florjan Lipuš für Robert-Musil-Institut

Lipuš' Werke hat Peter Handke einst als „Weltliteratur" bezeichnet, 2017 feierte der „Weltliterat" Lipuš seinen 80. Geburtstag. 2018 hat das Land Kärnten einen Vorlass des international vielfach ausgezeichneten Autors – zuletzt mit dem Großen Österreichischen Staatspreis für Literatur – erworben und dem Robert-Musil-Institut/Kärntner Literaturarchiv übergeben. Am RMI/KLA sind auch Forschungs- und Ausstellungsprojekte geplant, um den Bestand der interessierten Öffentlichkeit zu präsentieren.

Lipuš

10. Oktober in Kärnten

Wie gehen die Kärntnerinnen und Kärntner mit den Erinnerungen und den Inszenierungen zum 10. Oktober um?

Text: *Romy Müller* Foto: *Switbert Lobisser: Kärntner Volksabstimmung 10. Oktober 1920, Holzschnitt 1930* | *Bearbeitung: Mayü Belba 2018*

2020 jährt sich das Ereignis zum 100. Mal. Im Gefolge des Vertrags von Saint-Germain wurde über die staatliche Zugehörigkeit der überwiegend von slowenischsprachigen KärntnerInnen bewohnten Gebiete im Südosten Kärntens entschieden. Rund 37.000 Menschen waren abstimmungsberechtigt. 59 Prozent von ihnen entschieden sich für den Verbleib bei Österreich, 41 Prozent für eine Zugehörigkeit zum SHS-Staat. Selbst ein erheblicher Teil der Kärntner SlowenInnen, es sind etwa 40 Prozent, entschied sich für eine Zugehörigkeit zu Österreich.

„Dieses Ereignis hätte auf unterschiedliche Weise interpretiert werden können“, erläutert Projektleiter Bernd Liepold-Mosser, Theatermacher und Lehrbeauftragter an den Instituten für Philosophie, Kulturanalyse und Germanistik an der AAU: „Der 10. Oktober könnte als Pilotprojekt für direkte Demokratie oder als Best-Practice-Beispiel für die Lösung von Grenzkonflikten durch die Vermittlung der internationalen Staatengemeinschaft gelesen werden. In den vergangenen hundert Jahren wurde die Volksabstimmung in der Folge des Abwehrkampfs jedoch zum Narrativ für ein ‚Deutsch-Kärnten‘. Dieses Narrativ bestimmte das Kärntner Geschichtsbild, dem ungelöste Widersprüche und Fragestellungen innewohnen, die das Land bis heute beschäftigen, und führte zum ‚Dispositiv Kärnten/Koroška‘, innerhalb dessen man sich im 20. Jahrhundert subjektivierte und definierte – übrigens in gewisser Weise auch, wenn man sich kritisch damit auseinandersetzte.“

Das vom österreichischen Wissenschaftsfonds (FWF) geförderte Projekt mit dem Titel „Performing Reality – Dis- und Reartikulation des Dispositiv Kärnten/Koroška“ ist am Institut für Kulturanalyse der AAU angesiedelt und möchte, so der Institutsvorstand Klaus Schönberger, „zu einem neuen und die bisherige Schützengraben-Mentalität überschreitenden Blick“ beitragen. Er führt weiter aus: „Es geht in dem Projekt darum, die bisherige Form der Erinnerung um den 10. Oktober einerseits kulturanalytisch zu untersuchen und andererseits mit künstlerischen Mitteln nicht nur zu dekonstruieren, sondern auch zu einem erweiterten Blick beizutragen.“ Die Analyse der geschichtswissenschaftlichen Aufarbeitung der Volksabstimmung stand in diesem ersten Halbjahr des Projekts im Vordergrund, nun will die Forschungsgruppe sich der Literatur und der Kunst zuwenden.

Gleichzeitig werden erste Ergebnisse dieser Kooperation von Kunst und Wissenschaft bereits jetzt präsentiert: Im Rahmen einer von Bernd Liepold-Mosser und Christine Wetzlinger-Grundnig kuratierten Ausstellung im Museum Moderner Kunst Kärnten unter dem Titel „Das andere Land“ sind noch bis 6. Oktober erste Beispiele zu begutachten. Im Rahmen der Ausstellung treten ab 28. September in der Regie von Projektmitarbeiterin Ute Liepold auch die wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Projekts (Ute Holfelder, Klaus Schönberger und Wilhelm Kuehs) in Aktion. Weitere Theaterprojekte folgen 2019 in Form eines „anderen“ Kärntnerabends und 2020 mit einem großen Finale im Stadttheater Klagenfurt. ✶

Thomas Gottschalk und Mike Krüger im Film „Die Supernasen" (1983), der an dem fiktiven Schauplatz „Bad Spänzer" spielt. Der Film wurde hauptsächlich in Velden am Wörthersee gedreht.

Der Mythos „Wörthersee-Film"

Die goldenen Zeiten des Wörthersees sind noch vielen in Erinnerung. So manche Stars zog es an den See, und viele Prominente gingen die Promenade entlang. Wer kennt ihn nicht: den Wörthersee als atemberaubende Filmkulisse. In der jüngeren Generation werden die Wörthersee-Filme nun wiederentdeckt und wegen ihrer speziellen Komik gefeiert. Film- und Literaturwissenschaftler Arno Rußegger untersuchte die „Wörthersee-Ära" im Kino und begleitete eine wissenschaftliche Retrospektive des Filmarchiv Austria.

Text: *Lydia Krömer* Fotos: *Lisa Film-Velden/Wörthersee & photo riccio*

Der österreichische Filmproduzent Karl Spiehs wählte Anfang der 1970er-Jahre den Wörthersee als Naturkulisse und Schauplatz für mehr als 30 Filmproduktionen, und eine kommerziell sehr erfolgreiche Ära der so genannten „Wörthersee-Filme" begann. „Diese Filme waren Teil meiner Jugend und allgegenwärtig", erinnert sich Filmwissenschaftler Arno Rußegger (Institut für Germanistik). Dies war auch Anlass für ihn, im späteren Beruf die charakteristischen Besonderheiten und Gemeinsamkeiten dieser Filme wissenschaftlich herauszuarbeiten.

Arno Rußegger betont, dass die Wörthersee-Filme wesentlich von der Persönlichkeit Karl Spiehs und seiner Art, Filme herzustellen, geprägt wurden. Er würde sie auch deshalb nicht als Genre im eigentlichen Sinn definieren, sondern sieht das Gemeinsame der Filme eher im Produktionskontext, für den Spiehs verantwortlich zeichnete. „Er hatte ein Gespür dafür, publikumstaugliche Filme zu produzieren und Schauspielerinnen und Schauspieler zu entdecken und zu fördern", sagt Rußegger. Stars wie Roy Black, Mike Krüger, Peter Alexander, Georg Thomalla, Thomas Gottschalk, Rudi Carrell, Uschi Glas und Theo Lingen, um nur einige zu nennen, zählten zu „seinem treuen Mitarbeiterstab, und für viele war er ein väterlicher Freund". Spiehs hat es immer wieder verstanden, seine MitarbeiterInnen dazu zu animieren, etwas Neues auszuprobieren. „Seine Stärke war es, das Potenzial jedes Einzelnen zu erkennen und zu fördern." Schauspieler Peter Weck zum Beispiel führte anlässlich von „Hilfe, ich liebe Zwillinge" erstmals Regie, und Uschi Glas übte sich im Laufe ihrer Karriere auch als Drehbuchautorin. Otto Retzer sei aber das Paradebeispiel schlechthin: Er avancierte vom „Laufburschen" zum Regieassistent, Aufnahmeleiter und sogar Regisseur.

Remake-Methodik

Ein Charakteristikum der Wörthersee-Filme war es, dass vorhandene Inhalte, Figurkonstellationen und Handlungsstrukturen aus bereits zuvor erfolgreichen Filmen übernommen wurden. Die Anpassungsfähigkeit der Wörthersee-Filme

sei für Rußegger bezeichnend: „Alles was im Bewusstsein der Menschen verankert war, hat man reproduziert und wiederholt.“ So wurden zum Beispiel die Don Camillo-Filme mit Fernandel in das Format der „Hochwürden“-Filme kopiert, Bud Spencer und Terence Hill sind in den „Supernasen“ wiedererkennbar, die Louis de Funès-Filme sind in „Der Gendarm vom Wörthersee“ zu finden, und auch populäre Krimis wurden übernommen – von Miss Marple bis Columbo.

Ein weiteres Merkmal der Wörthersee-Filme bestand darin, dass in jedem Film mehrere Genres zu sehen sind, die wiederum miteinander verknüpft worden sind – von Komödie, Krimi über Drama bis Slapstick. Man bediente sich inhaltlicher Standardsituationen wie Verwechslungen, Missverständnissen, Verfolgungen, Verkleidungen. „Die Filme transportieren einen beachtlichen Spaß-Faktor, eine besondere Unbekümmertheit und Ausgelassenheit“, sagt Rußegger, „der Alltag wird überzeichnet dargestellt, und dadurch ist der Übergang zur Satire fließend.“ Diese Unterhaltungsfilme haben nach Rußegger nichts mit der damaligen Realität am Wörthersee zu tun, „die zu dieser Zeit in Kärnten vorherrschenden politischen Konflikte wurden gänzlich ausgeblendet“ und man tauchte lieber „in eine Welt der Illusionen ein“, der Wörthersee diente als reine Kulisse.

„Der Wörthersee-Film ist kein eigenes Genre, sondern es wurden viele bereits erfolgreiche Filmformate adaptiert und übernommen.“

Ein weiteres Spezifikum dieser Filme war die Einbindung der zur damaligen Zeit populären Schlager- und Unterhaltungsmusik von Wencke Myhre bis Chris Roberts. „Er hat ein knallrotes Gummiboot“ ist ein solcher Hit von Wencke Myhre aus „Unsere Pauker gehen in die Luft“. „Roy Black war eigentlich Schlagersänger und durfte natürlich oft singen, erst Spiehs machte ihn zum Schauspieler“, sagt Rußegger.

Veränderte Topografie

Filmsets wurde oftmals nicht nach realistischen Kriterien ausgesucht, sondern orientierten sich nach den finanziellen Produktionsbedingungen. Beim Wörthersee-Film kommt es daher immer wieder vor, dass Klagenfurt, Velden, Pörtschach und Maria Wörth als ein Ortsgebiet zusammengefasst werden. „Namen wurden erfunden, und der Wörthersee heißt dann etwa Waldsee und Ortschaften nennen sich ‚Bad Spänzer‘ oder ‚Seekirchen‘“, sagt Rußegger. Aber nicht nur bei der Topografie habe der Wörthersee-Film seine Eigenheiten. „Bezahlt wurde in einem Möbelhaus in Klagenfurt mit der D-Mark anstatt mit Schilling, einige Autos fahren mit deutschen Kennzeichen herum, manche aber mit österreichischen Nummernschildern.“ Aber diese Regiefehler seien für das Publikum nicht ausschlaggebend gewesen. „Die Filme sind sehr schnell und kostengünstig gedreht worden.“ Was aber an Topografie bis heute zu sehen ist, habe für Rußegger schon fast einen nostalgischen Charakter. Aus aktueller Sicht sei ein Revival des Wörthersee-Films für ihn kaum mehr vorstellbar. Rußegger dazu: „Heute ist alles zugebaut, die Schönheit des Sees musste den Häuserburgen weichen. Diese Idylle, die in den 70er-Jahren abgebildet wurde, gibt es gar nicht mehr.“

Auf die Frage, ob die Wörthersee-Filme die österreichische Filmgeschichte geprägt haben, antwortet Rußegger: „Tatsächlich sind es deutsche Filme, mit einer Produktionsfirma in München. Es steckt aber mehr als eine Spur Österreich in den Filmen. Solche Randphänomene dürfen keinesfalls unterschätzt werden. Sie sind oft wichtiger und interessanter als das, was sich im Zentrum abspielt.“ ✶

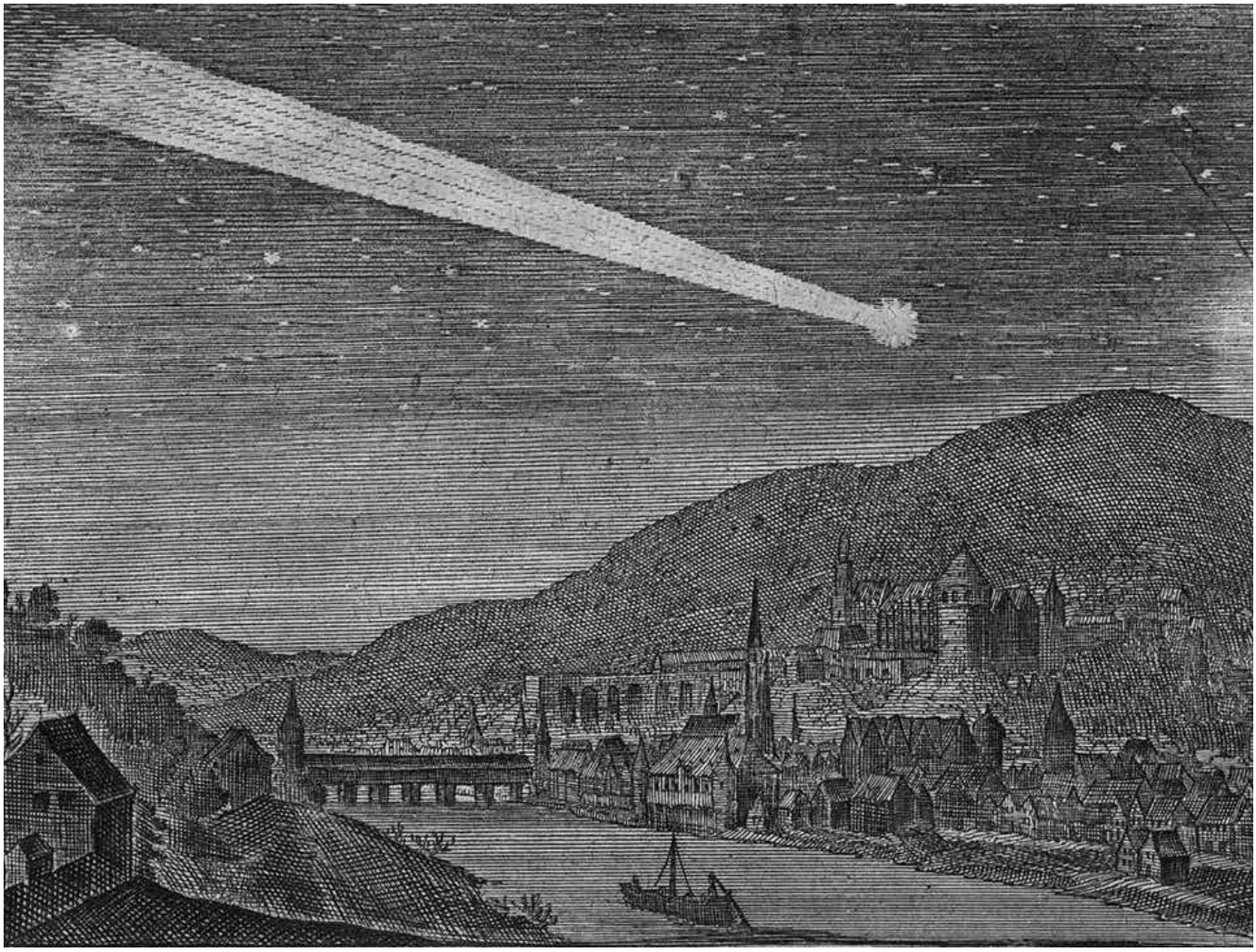
Zur Person

Arno Rußegger ist Professor für Sprach- und Literaturwissenschaft am Institut für Germanistik. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen u. a. Filmwissenschaft, Kinder- und Jugendliteratur und Österreichische Literatur seit 1900.

Rußegger, A.: Die Rose vom Wörthersee ist die Rose vom Wörthersee ist die Rose vom Wörthersee .... Zum Wörthersee-Film im Kino zwischen 1948 und 1990. In: Widegger, F. (Hrsg.) (2017). Wörthersee & Exploitation (Film Geschichte Österreich, Band 02). Wien: Verlag Filmarchiv Austria.

Karl Spiehs und der Wörthersee-Film

Im Herbst letzten Jahres wurde anlässlich des 50-Jahr-Jubiläums von Karl Spiehs und seiner Lisa Film vom Filmarchiv Austria eine Retrospektive „Wörthersee & Exploitation“ veranstaltet. Filmproduzent Karl Spiehs drehte rund 30 Wörthersee-Filme – der Wörthersee wurde zu seiner Lieblingskulisse. Volksschauspieler Paul Löwinger gründete die „Lisa Film GmbH“, die er nach seiner damaligen Ehefrau Elisabeth benannte, und Anfang der 1970er-Jahre wurde das Unternehmen von Karl Spiehs übernommen. Die Mischung aus schöner Landschaft, sympathischen Schauspielern und Schauspielerinnen, unterhaltsamen Geschichten und Schlagerliedern machte die „Wörthersee-Filme“ zum Kult. Eine Auswahl bekannter Kino-Filme: Wenn die tollen Tanten kommen / Hilfe, ich liebe Zwillinge / Unsere Pauker gehen in die Luft oder Rudi, benimm dich. Später kam die bekannte TV-Serie „Ein Schloss am Wörthersee“ hinzu. Bereits in den 1940er-Jahren wurde der Wörthersee immer wieder zur Kulisse von romantischen und sentimentalen Komödien. Vorläufer der Lisa-Film-Produktionen am Wörthersee waren unter anderem: „Der Herr Kanzleirat“ (1948) mit Hans Moser oder „Die Rose vom Wörthersee“ (1952).



Die Grautöne des Krieges

Die Motive und Ursachen eines Krieges sind selten eindimensional, so die Germanistin Sabine Seelbach, die im Frühsommer zu einer Tagung zum „Dreißigjährigen Krieg" einlud. Der Krieg, der vor 400 Jahren mit dem Prager Fenstersturz seinen Anfang nahm und dann den Großteil Europas in seinen Bann zog, wird heute als Religionskrieg interpretiert. Sabine Seelbach möchte mehr Graustufen in die einseitige Schwarz/Weiß-Sicht bringen und bezieht sich dabei auch auf das aktuelle Kriegsgeschehen wie im Nahen Osten.

Interview: *Romy Müller* Fotos: *Komet über Heidelberg. Illustration Matthäus Merians. In: Theatrum Europaeum (1635). Bd. 1, S. 101, & Gerda Moser*

Von 1618 bis 1648 war fast ganz Europa in den Dreißigjährigen Krieg involviert. Die Geschichtsbücher erzählen primär von einem Religionskrieg zwischen Protestanten und Katholiken. Inwiefern ist dieser Blick richtig?

Der Dreißigjährige Krieg wurde spätestens in der Nachfolge von Friedrich Schiller, der eine große Abhandlung darüber geschrieben hat, als Religionskrieg gesehen. Wenn man allerdings genauer hinschaut, ist das eine sehr schlichte Erzählung, die nicht dazu angetan sein kann, eine lineare Erklärung für die Geschehnisse zu geben. Nehmen wir als Beispiel den Prager Fenstersturz, der Auslöser der kriegerischen Handlungen war. Die Ursachen dafür liegen in der restriktiven Politik Habsburgs gegenüber den protestantischen Ständen, vor allem in Böhmen. Wenn wir aber genauer auf die Rädelsführer hinsehen, erkennen wir das Moment einer persönlichen Krän-

kung. Graf Heinrich von Thurn wurde die Funktion als Burggraf von Karlstejn entzogen, nachdem er sich bei der Abstimmung für den neuen böhmischen König gegen den Habsburger Ferdinand entschieden hat. Dieses Amt als Burggraf von Karlstejn ist hoch symbolisch, hütet er doch die böhmischen Kronjuwelen. Von Thurn wurde dafür abgestraft und ersetzt durch den erzkatholischen Jaroslav von Martinic. Ein Schelm, der Böses dabei denkt, warum nun von Thurn den von Martinic aus dem Fenster wirft.

Eine persönliche Kränkung als Auslöser eines Krieges, der mit Hungersnöten und Seuchen dieser Zeit ganze Landstriche entvölkern sollte, ist aber ein denkbar unheroisches Narrativ, oder?
Ja, natürlich wird die Religion und die Glaubensfreiheit, also etwas symbolisch Großes, als Legitimation des aktiven Tuns herangezogen. Das Beispiel zeigt, dass das Grundparadigma Religionskrieg doch zu hinterfragen ist zugunsten einer ganzen Vielfalt dynastischer Interessen und persönlicher Ambitionen von beschränkter temporärer Gültigkeit. Viel von dem, was historisch passiert, ist, weil es an Personen gebunden ist, dem Zufall anheimgegeben.

Heute sind Kriege auch professionelle PR-Ereignisse, die darauf zugeschnitten sind, das Volk für die militärischen Auseinandersetzungen im weitesten Sinne zu motivieren. Inwiefern war das vor 400 Jahren nötig?
Damals war es kein Problem, das Volk zu motivieren, wie es heute in vielen Regionen der Welt auch nicht der Fall ist. Halten wir uns den demographischen Hintergrund vor Augen: Um 1500 kam es nicht zuletzt aufgrund der Vernichtung geburtshelferischen Wissens in den Staaten Europas zu einer Geburtenexplosion. Die Bevölkerung hat sich verdoppelt oder gar verdreifacht. Die Gesellschaft ist aber nicht in dem Sinne mitgewachsen, dass für all diese Menschen auch innerhalb des sozialen Positionengitters ein Ort zugewiesen werden konnte. Wir haben also einen Riesenüberschuss von fünften, sechsten, siebenten oder gar mehr Söhnen, für die es keine Perspektive gab und deren Ambitionen keinen Raum gefunden haben. Auch die einfache Versorgung wurde zum Problem. Thomas Hobbes hat später geschrieben, wie gut der Krieg noch jeden jungen Mann durch Heldentod oder durch einen ehrenvollen Sieg versorgen kann. Insofern war der Krieg auch ein Geschäft. Diese Situation sehen wir heute auch im Nahen Osten, wo es eine ähnliche demographische Aufrüstung gibt, die man sich kaum vorstellen kann.

Welche Rollen spielten damals die Medien?
Sie sind das sensibelste Textmedium. Wir beschäftigen uns auch mit Wochenzeitschriften, den Periodika, und Tageszeitungen, da man durch sie ganz engen Kontakt mit dem Zeitgeschehen und seiner Bewertung gewinnt. Damals wie heute war es für die Zeitungsmacher schwierig, das Einzelereignis in den historischen Entwicklungsbogen einzuordnen und dabei möglichst objektiv zu berichten. Diese Verantwortung sah man schon in dieser Frühzeit.

Inwiefern brauchten die Soldaten eine große Erzählung, um Leib und Leben in den Schlachten zu riskieren?
Interessanterweise waren die großen Narrationes gar nicht erforderlich, sondern man beobachtet anhand von Tagebüchern ehemaliger Söldner, dass es vielen egal war, unter welcher Fahne sie gekämpft haben. Das ist weit weniger heldenhaft und durch religiöse Motive gesteuert, als man angesichts der Meistererzählungen annimmt. Überhaupt ist es ein Problem, diesen romantischen Schleier vom Geschehen wegzunehmen.

Gab es in der Literatur überhaupt die Mittel, um einen unromantischen Blick auf die Kriegshandlungen zu werfen?
Nein, das wäre von der poetologischen Seite her gar nicht möglich gewesen. Kriege gehörten vom Gegenstand her in das genus grande der Tragödie. Das, was in der Antike bei Homer das Donnern des Zeus war, ist nun sehr profan das Donnern der Kanonen. Angesichts der Technisierung und der Modernität des Krieges stand man vor neuen literarischen Herausforderungen. Man beschränkte sich also vor allem auf die Heroisierung einzelner Feldherren.

Wo fand das Kriegstrauma des Einzelnen seinen Ausdruck?
Das 17. Jahrhundert ist das Zeitalter der Gelegenheitsdichtung, in der sich fast jeder übte, der ein wenig Bildung aufgenommen hatte. Hier wird dem Einzelerlebnis, dem familiären Ereignis wie Bestattungen und Geburten, Raum gegeben. Diese kleinen Anlässe wurden auch als zum Grundverständnis des Menschen gehörlich interpretiert. Wir können so an das Einzelschicksal heranzoomen, das oft auch sehr berührend ist.

Was lernen wir für heutige Kriege?
Ich sehe Parallelen zu den Geschehnissen im Nahen Osten. Auch hier ist der verfremdete Blick des Westens sehr einfach. Man sieht den Glaubenskrieg, man sieht aber nicht die Akteure und die temporären Bündnisse, weil das Grundverständnis der Ethnien und deren Geschichte fehlt. Erst durch das Heranzoomen kommen wir dem Geschehen selbst und der Schwierigkeit, es zu beenden, auf die Spur. Der Westen braucht sich nichts einzubilden auf seine Diplomatie. Denn diese war oft genug von fehlender Sachkenntnis geprägt. Ich empfehle dazu Peter Scholl Latours Buch: Der Fluch der bösen Tat. Außerdem sollten wir die demographischen Entwicklungen im Auge haben, die für viele erst der Ausgang dafür sind, sich den frommen Bewegungen des Krieges anzuschließen. ✶

Zur Person

Sabine Seelbach ist Sprach- und Literaturwissenschaftlerin am Institut für Germanistik mit Schwerpunkt auf ältere deutsche Sprache und Literatur im Mittelalter bzw. im Frühhumanismus. Mitte Mai 2018 lud sie in Kooperation mit der Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft der Universität Bielefeld zu einer internationalen Tagung „Der Dreißigjährige Krieg – Ereignis und Narration“, gefördert von der Fritz Thyssen Stiftung.

Aufwachsen außerhalb der Familie

vectorfusionart/Fotolia

Soziale Unterstützung und emotionale Zugehörigkeit sind ausschlaggebend für den Bildungsweg. Zu diesem Ergebnis kommt ein aktuell abgeschlossenes Projekt zu Care Leavern. „Care Leaver“ sind Personen, die zumindest zeitweilig außerhalb der Herkunftsfamilie in institutioneller Betreuung aufwachsen und von dort aus den Übergang ins Erwachsenenleben vollziehen. Ein Team rund um **Stephan Sting** (Institut für Erziehungswissenschaft und Bildungsforschung) hat sich mit den Bildungschancen dieser jungen Menschen beschäftigt. Das Projekt wurde vom Jubiläumsfonds der Oesterreichischen Nationalbank gefördert. Mehr dazu: www.aau.at/blog/careleaver

Schulleitungen als Edupreneure?

Stefan Brauckmann, Professor mit dem Forschungsschwerpunkt Schulleitung am Institut für Unterrichts- und Schulentwicklung, hat jüngst in einem Artikel mit dem Zyprioten Petros Pashiardis die Frage: „New Public Management in Education: A Call for the Edupreneurial Leader?“ aufgeworfen. Warum er glaubt, dass die Ökonomie in pädagogischen Fragen besser als ihr Ruf sei, erklärt er unter www.aau.at/blog/edupreneurship.

Wussten Sie, dass …

seit 2014 insgesamt 40.000 TeilnehmerInnen an Sprachkursen des Sprachenzentrums Deutsch in Österreich teilnahmen? **Davide Barone**, Dirigierstudent am Kärntner Landeskonservatorium, ist einer von ihnen. Das breite Angebot finden Sie unter http://dia.aau.at/

Wissenswelten zwischen Himmel und Alltag

Angelika Kemper (Institut für Germanistik) und **Christian Domenig** (Institut für Geschichte) haben im Sommer 2018 Expertinnen und Experten aus aller Welt zur Tagung zum Thema „Zwischen Himmel und Alltag. Wissen und Gemeinschaft vom Hochmittelalter bis in die Frühe Neuzeit“ nach Klagenfurt eingeladen. Im Interview erzählen sie, welche Bedeutung Wissen im Mittelalter hatte: www.aau.at/blog/mittelalterwissen

Medienpädagogik: Jugendliche im digitalen Raum

www.rolandbanko.com

„Schaut her! Ich zeig’s euch digital!“ So heißt ein Projekt, das am Institut für Medien- und Kommunikationswissenschaft unter der Leitung von **Caroline Roth-Ebner** und beauftragt vom Land Kärnten durchgeführt wurde. Wissenschaftliche Projektmitarbeiterin war **Nicole Duller**, die über das digitale Selbst der teilnehmenden SchülerInnen und über ihren Umgang mit den digitalen Medien unter www.aau.at/blog/duller spricht.

Tests bewerten und beurteilen

Standardisierte Tests gehören an Schulen, Hochschulen und Sprachschulen zum Alltag. Sprachwissenschaftler Nikola Dobric forscht über die Bewertung und Qualitätssicherung dieser nützlichen Instrumente.

Text: *Karen Meehan* Fotos: *Antonioguillem/Fotolia & privat*

Traditionell beruht die Bewertung schriftlicher Leistungen auf Fehlerzählungen oder auf oft subjektiven Beurteilungen. Dies war zumindest vor der Einführung des Gemeinsamen europäischen Referenzrahmens für Sprachen (GeRS) der Fall. Heute schwingt das Pendel verstärkt in die andere Richtung: Bei „high-stakes" standardisierten Tests, bei denen für die Testpersonen oft viel am Spiel steht – etwa Sprachkompetenzüberprüfungen im Rahmen von Bewerbungen auf Studien- oder Arbeitsplätze – liegt der Fokus auf positiven Leistungsmerkmalen. In der Praxis wird jedoch gelegentlich auf das bewährte Fehlerzählen zurückgegriffen, da es einfach und intuitiv ist.

„Bei diesen ‚high-stakes'-Tests kann das Ergebnis entscheidende Konsequenzen für die Testperson haben."

Der GeRS distanziert sich vom Fehlerzählen und wendet sich einer Bewertung der positiven Leistungsmerkmale zu, die die Evaluierung von Sprachkompetenzen einheitlicher und verlässlicher erscheinen lässt. Übersehen wird allerdings, dass Fehler ebenfalls mit hoher Aussagekraft Auskunft über die aktuelle Sprachkompetenz geben können.

Die Diskrepanz zwischen Hervorhebung der positiven Aspekte und dem Fehlerzählen wirft nun die Frage auf, ob man objektiv beurteilen kann, wie nützlich ein Test ist. In anderen Worten: ob der Test wirklich testet, was getestet werden soll.
In einer österreichisch-slowenischen Studie, gefördert vom OeAD, untersucht Nikola Dobric mit KollegInnen aus Ljubljana, inwiefern negative Merkmale in quantitativer und qualitativer Hinsicht Einfluss auf Bewertungen haben und ob die gemeinsame Betrachtung von positiven und negativen Leistungen komplementäre Effekte verspricht. Erfahrungsgemäß ist das Phänomen der Minimal-Korrektur versus Hyper-Korrektur zu berücksichtigen. Dobric dazu: „Bei schwachen Leistungen neigen BewerterInnen dazu, aktiv nach Positivem zu suchen, um das Resultat anzuheben. Bei großartigen Leistungen wird tendenziell eher nach Schwächen gesucht." Daher plädiert er für eine Kombination von Zählen und Bewerten, in welcher der Fokus auf die positiven Leistungsmerkmale einen erfreulichen psychologischen Effekt, nämlich die Motivation, erzeugt. Die Berücksichtigung der negativen Leistungsmerkmale sei für eine Identifikation etwaiger Wissenslücken hilfreich. „Tolle Leistungen werden registriert, Mängel werden auf jeden Fall wahrgenommen, aber viele neutrale Eigenschaften bleiben unbemerkt und unkommentiert. Unser Projekt soll eine umfassende Taxonomie entwickeln, die u. a. auch diese Linie genauer bestimmen lässt", sagt Dobric.

Die Studie bedient sich einer Textsammlung, die sich aus universitären Fachprüfungen (Österreich) und Maturaprüfungen (Slowenien) zusammensetzt. Die Bewertung und schriftliche Kommentierung erfolgt nach vorgegebenen Verfahren mit einer Bewertungsskala und wird von geschulten BewerterInnen ausgeführt. Das zweijährige Projekt wird in drei Arbeitsphasen abgewickelt. Bis Frühjahr 2020 werden erste Gesamtresultate und Einblicke in die Korrelation der positiven und negativen Bewertungen zueinander und auf die Gesamtbewertung vorliegen. Die Studie verspricht, so Dobric, interessante Erkenntnisse für die Sprachtestforschung und Bildungswissenschaften, für die Unterrichtsgestaltung in Schulen und Sprachschulen und für die Ausbildung von BewerterInnen. Das Feedback zu schriftlichen Leistungen wird verbessert, und standardisierte Testsysteme werden für die Öffentlichkeit transparenter gestaltet.

Zur Person

Nikola Dobric arbeitet seit 2010 am Institut für Anglistik und Amerikanistik an der Universität Klagenfurt. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören u. a. die Sprachtestforschung und die Sprachtesttheorie.

Bildungsdiskussion: „Teamkultur in den Schulen stärken“

Bildungsexperte Konrad Krainer erklärt im Gespräch mit *ad astra*, was sich am österreichischen Bildungssystem ändern sollte. Er empfiehlt eine gezieltere Förderung aller Schülerinnen und Schüler, eine vertiefte Zusammenarbeit an den Schulen und ein stärkeres Berücksichtigen von Bildungsforschung durch Schulpolitik und Praxis. Doch das Bildungssystem verändert sich sehr langsam, die Auswirkungen zeigen sich erst viel später.

Interview & Foto: *Lydia Krömer*

Herr Krainer, die Wirtschaft beschwert sich über schlecht ausgebildete Schulabgänger und Schulabgängerinnen. Die Universitäten ringen um gute Studierende. Die Statistiken zeigen, dass Schülerinnen und Schüler teilweise Schwächen in den Grundkompetenzen haben. Was stimmt hier nicht in Österreich, im viertreichsten Land der EU?

Das lässt sich sehr schwer in ein paar Sätzen zusammenfassen, man muss das gesamte System betrachten, angefangen bei der gesellschaftlichen Komponente. Wie oft hört man in Österreich: In Mathematik und Naturwissenschaften war ich nie gut, und trotzdem ist etwas aus mir geworden. Dies würde in Asien nicht laut ausgesprochen werden, in einem Land, wo die Wissenschaften einen sehr hohen Stellenwert haben. Miteinher geht die Frage nach den Rahmenbedingungen für das schulische Lernen. Österreich hat

zum Beispiel in der Volksschule deutlich weniger Mathematikstunden als die meisten Nachbarländer und über zehn Prozent weniger als im EU-Schnitt. In Österreich gibt es an den Schulen zwar viele gute einzelne Ideen, aber es fehlt oft an gemeinsamen Konzepten und Reflexionen.

Das finnische Schulsystem gilt als weltweit führend – nicht zuletzt wegen der wiederholten Spitzenplätze bei den PISA-Studien. Was machen sie besser?
Ein Grund dafür liegt in einem anderen gesellschaftlichen Grundverständnis. Kein Kind wird im Schulsystem zurückgelassen, man zeigt Verantwortung für jedes einzelne Kind. Bei uns wird zu früh in Neue Mittelschule und Gymnasium getrennt, viele Eltern drängen ihre Kinder ins Gymnasium. Wenn es dort nicht funktioniert, so kommt es in die Neue Mittelschule, wenn es dort Probleme hat, wird es wieder weitergereicht. Dementgegen werden Chancengleichheit und Bildungsgerechtigkeit in Finnland besonders großgeschrieben. In Finnland erfolgt der Unterricht in ganztägiger Schulform und in Wohnnähe. Nicht zu unterschätzen ist auch der Status der Lehrenden. Es geht nicht immer um monetäre Leistungen, sondern den finnischen Lehrenden wird traditionell eine große Wertschätzung, Respekt und Zutrauen entgegengebracht.

In Österreich wird die ganztägige Schulform nur sehr langsam eingeführt. Warum?
Derzeit gibt es unterschiedliche Modelle von Vormittagsunterricht, nachmittags Lern- und Freizeitbetreuung – so wie in einem Hort – oder der verschränkte Unterricht mit wechselnden Lern-, Unterrichts- und Freizeitphasen. Diese verschränkte Form halte ich für zielführend. Schule allgemein müsste ganz neu gedacht werden, zum Beispiel als Bildungszentrum für die Region. Es gibt keine strikte Trennung zwischen Vormittag und Nachmittag, sondern ein Gesamtkonzept, das sich nicht nur auf das Lernen der Kinder und Jugendlichen beschränkt. Für eine konsequente Umsetzung solcher Konzepte müsste die Infrastruktur an den Schulen angepasst werden.

Sie sind Mitautor beim Nationalen Bildungsbericht in Österreich. Was läuft gut?
Allein die Existenz des Nationalen Bildungsberichts seit 2009 ist ein Erfolg. Es gibt vermehrt Daten über das Bildungssystem, darauf aufbauend wissenschaftsbasierte Analysen und Empfehlungen. Im Bereich der Fachdidaktik hat es eine wichtige Aufwärtsbewegung durch IMST und die PädagogInnenbildung NEU gegeben. Die Universitäten und die Pädagogischen Hochschulen kooperieren nun in Entwicklungsverbünden und haben sich auf ein einheitliches Curriculum bei der Ausbildung von Lehrenden geeinigt. Auch in der Weiterbildung wird vermehrt kooperiert. Die neuen Bildungsdirektionen sind eine Chance.

Wo gehört nachgeschärft?
Die größte Herausforderung für die Lehrkräfte ist die innere Differenzierung und Individualisierung. Meist geht es darum, die individuellen Begabungen, Fähigkeiten und Interessen der Schüler und Schülerinnen zu erkennen und dementsprechend zu handeln. Das Wissen, wo und welche Probleme die Schülerinnen und Schüler haben, ist hier zentral. Das passiert noch zu wenig. Ich sehe eine Lösung in der Stärkung der Teamkultur in den Schulen und in einer Kultur des Miteinander-Ausredens.

Gibt es einen Zusammenhang zwischen dem Lernerfolg der Schüler und Schülerinnen und den Kompetenzen des Lehrenden?
Natürlich. Früher hat es immer geheißen, Lehrende müssen gut vortragen und die Schülerinnen und Schüler müssen üben, üben, üben. Das ist aber nicht die Lösung. Internationale Studien zeigen, dass in Österreich die Grundrechnungsarten bzw. die Routinekompetenzen recht gut beherrscht werden, es mangelt aber beim Begründen, selbstständigen Denken und beim Argumentieren. Hinsichtlich der Kompetenzen der Lehrenden werden Fachwissen, pädagogisches Wissen und fachdidaktisches Wissen als relevant angesehen. Studien zeigen, dass das fachdidaktische Wissen der Lehrenden die größte Auswirkung auf das Lernen der SchülerInnen hat. Dabei wird beispielsweise in der Mathematik identifiziert, welche typischen Fehler die Schülerinnen und Schüler machen und welche wirksamen Unterstützungsmöglichkeiten es gibt.

Dann liegt der Erfolg auch in der Art des Unterrichtens.
Ja. Mehr kreative und komplexe Aufgaben sollen die Schüler und Schülerinnen zum Nachdenken anregen. Im Unterricht ist es sinnvoll, ihnen mehr Gelegenheit zum Denken, Diskutieren und Argumentieren zu geben. Sie sollen dazu herangeführt werden, in der Mathematik verschiede Lösungswege zu finden, sich mit diesen sowohl in Einzelarbeit als auch in der Gruppe auseinanderzusetzen. Für die Schülerinnen und Schüler ist es wichtig, laufend Feedback über ihren Lernfortschritt zu bekommen.

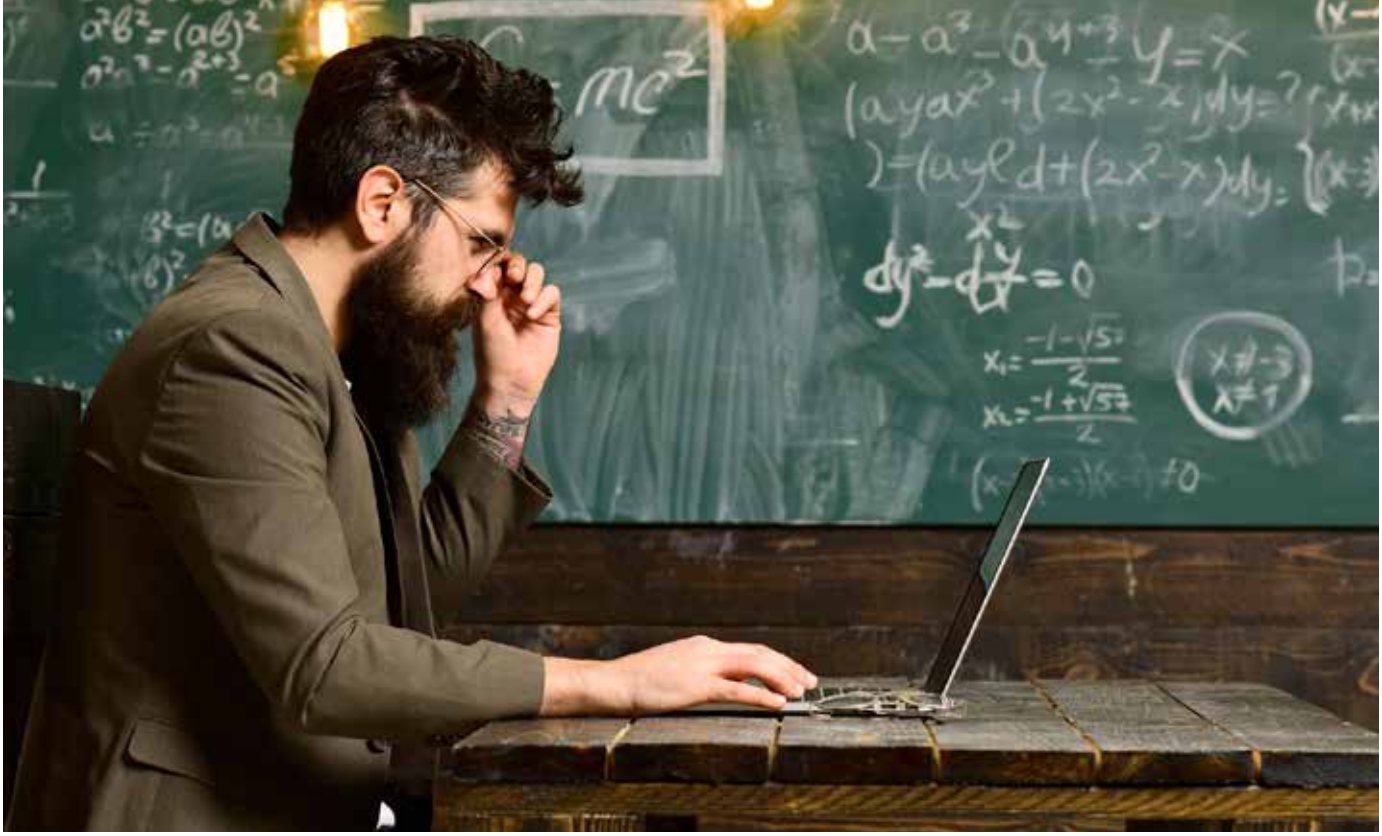
Gilt daher der Frontalunterricht als Auslaufmodell?
Frontalunterricht ist keineswegs schlecht, aber wie jede Monokultur wirkt auch ein Frontalunterricht nicht nachhaltig, nur die Mischung macht es aus.

Thema Schulautonomie. Ist es gut, dass Direktorinnen und Direktoren die volle Personalhoheit erhalten?
Im Prinzip geht das in die richtige Richtung, dass Schulleitungen bei Anstellungen selbst entscheiden können und ihnen mehr Rechte zugesprochen werden. Manche wären bereits jetzt schon auf diese Managementaufgabe bestens vorbereitet, einige würden es mit Unterstützung gut meistern, andere haben schon mit der Nutzung von bereits vorhandenen Freiräumen Probleme. Ich würde vermehrte Autonomie stufenweise einführen: In strategischer Planung erfolgreiche Schulen sollten vorher erweiterte Spielräume erhalten.

Was wünschen Sie sich für die Bildungspolitik?
Dass mehr über Bildungspolitik diskutiert wird und dass sich alle Beteiligten aktiv einbringen und sich gegenseitig ernst- und wahrnehmen. Gemeinsames Ziel ist es, den Schülerinnen und Schülern zu helfen, ihren Weg zu finden. ✶

Zur Person

Konrad Krainer ist Universitätsprofessor für Didaktik der Weiterbildung mit besonderer Berücksichtigung von Schulentwicklung am Institut für Unterrichts- und Schulentwicklung und zudem Dekan der Fakultät für Interdisziplinäre Forschung und Fortbildung. Er forscht zur Mathematikdidaktik und LehrerInnenbildung mit Fokus auf Unterrichts-, Schul- und Bildungssystementwicklung.



Bildung mit Größenunterschieden: Von niedriger Berufsbildung und hoher Gelehrtenbildung

Bildungswege haben Prestige, oder eben nicht. In Österreich klafft eine große Kluft zwischen der Berufs- und der Hochschulbildung. Wir haben mit dem Bildungswissenschaftler Peter Schlögl über die Gründe und mögliche gemeinsame Wege gesprochen.

Text: *Romy Müller* Fotos: *tverdohlib/Fotolia & photo riccio*

Peter Schlögl kommt aus einem Elternhaushalt, in dem sowohl Vater als auch Mutter dem Arbeitermilieu angehörten. Als der jugendliche Schlögl, heute Professor für Erwachsenenbildung und Weiterbildung, in Wien sein Studium aufnahm, studierte er Landschaftsökologie. Später sattelte er auf Biologie um, daraus erwuchs sein Interesse an Wissenschaftstheorie, und schließlich schloss er in Philosophie ab. Dieser Weg vom Konkreten hin zum Abstrakten spiegelt für ihn wider, wie man als First Academic in die akademische Welt eindringen kann. „Für viele ist eine konkrete Berufsaussicht am Anfang sehr wichtig“, erklärt er und führt darüber hinaus aus: „Darin liegt auch der Erfolgsfaktor unserer berufsbildenden höheren Schulen wie der HTL und der HAK: Einerseits bieten sie eine hochwertige Berufsqualifikation, andererseits aber auch eine Reifeprüfung. Dieses Konzept macht den aufstiegsorientierten Mittelstandsfamilien ein gutes Angebot.“

Bildung in Größen-Stufen

Heute beschäftigt sich Peter Schlögl in seiner Forschungsarbeit unter anderem mit dem Widerstreit der so genannten gelehrten Bildung und der Berufsbildung in Österreich. Und stellt dabei fest, dass die Kluft nicht nur in Österreich groß ist: „Überall dort, wo es etablierte Berufsbildungssysteme wie unsere Lehre gibt, besteht sie. Bei uns wird mit der Anerkennung oder Anrechnung von beruflich erworbenen Kompetenzen für die so genannte ‚Hochschulreife‘ noch sehr sparsam umgegangen.“ Weniger formal ist es in den asiatischen oder angelsächsischen Ländern, wo es keine betriebsbasierte Lehre und auch keine berufsbildenden Schulen wie bei uns gibt. In Australien wäre es, so erzählt Schlögl, durchaus üblich, dass man im Anschluss an ein Hochschulstudium eine betriebsbasierte Arbeitsintegrationsmaßnahme macht, die unserer Lehre ähnlich ist, aber weniger lange dauert, um die Diskrepanz zwischen praktischer Erfahrung und erlerntem Wissen zu überbrücken. Mehr als die Hälfte aller BachelorabsolventInnen versucht sich zu Beginn ihres Berufslebens in solchen praktischen mit Lohnreduktion verbundenen Einarbeitungsphasen. Das wäre bei uns mit einem Statusverlust verbunden und undenkbar.

Historische Begründung

Die Trennung der Bildungsbereiche spiegelt sich hierzulande in der Verwaltungsstruktur wider: Für die betriebsbasierte Lehre fühlt sich das Wirtschafts-, für die Schulen früher das Bildungs- und für die Universitäten das Wissenschaftsministerium zuständig. Vor allem Lehre und Schule/Hochschule sind schon seit jeher getrennt: Das geht auf die zünftische Lehrausbildung zurück. Diese war bis Anfang des 20. Jahrhunderts Teil des Gewerberechts und ist erst langsam ausgegliedert worden. Erst seit 1969 gibt es ein eigenes Gesetz für die betriebliche Lehre; Universitäten und Schulen werden hingegen bereits seit

Jahrhunderten staatlich gesteuert. Dabei könnten, so Schlögl, die Universitäten heute einiges von der beruflichen Bildung lernen: „Für die Schule und die Universität ringt man häufig darum, Kompetenzziele und Bildungsinhalte zu formulieren. Im Beruflichen hingegen ist es immer schon darum gegangen zu formulieren, was an Fähigkeiten man braucht, um Aufgaben zu bewältigen. Die Fertigkeiten sind klarer, deshalb ist auch leichter festzustellen, wann Bildung gelungen ist.“ An den Hochschulen hingegen stünde nach wie vor die Erschließung des Weltwissens im Raum.

Man kann nicht alles wissen und können

Schon zu Beginn der berufspägagogischen Diskussion im deutschsprachigen Raum stand die Frage: „Ist die Spezialisierung nicht das Humanere als der Anspruch auf Vollständigkeit?“ Schlögl berichtet, dass schon in den 1920ern klar war, dass der menschliche Geist nicht die Vollständigkeit der Welt erfassen könne und die Fokussierung dem Menschen angemessener wäre. „Mit der Spezialisierung muss aber nicht eine Kanalisierung oder eine unveränderbare Entscheidung einhergehen, sondern man kann sich zu einem späteren Zeitpunkt in der Lebensspanne noch einmal umorientieren“, sagt Schlögl und wirft das Schlagwort „Lebenslanges Lernen“ ein. Diese Umorientierung endet für viele an den Toren der Hochschulen, die sie mangels „Reife“-Prüfung nicht einlassen. Die Universitäten im deutschsprachigen Raum sind vielfach eher restriktiv: „Dem 18-jährigen Maturanten trauen wir die Studierfähigkeit zu, hingegen einem Menschen, der seit zehn Jahren erfolgreich im Beruf ist, verwehren wir den Zutritt. Für Fächer, für die wir es schwer haben, genügend Interessierte zu finden, wie in der Technik, wäre es denkbar, den Zugang mehr an Kompetenzen als an formalen Aspekten auszurichten. Bei einem geisteswissenschaftlichen Studium ist es schwieriger festzulegen, was jemand an Vorwissen mitzubringen hat“, erläutert Schlögl.

Den geraden Weg gibt es nicht (mehr)

In der Idee des geraden Bildungswegs, der zu einem Beruf bis zur Pensionierung führt, sieht Peter Schlögl ein „bourgoises Selbstbespiegelungsbild“. Schon in den 1960er-Jahren gab es diesen nicht. Vor 100 Jahren, so erzählt Peter Schlögl, schlossen nur 10 bis 15 Prozent der Menschen eine Berufsbildung ab, die anderen waren Lohnarbeiter ohne Ausbildung.

„Dem 18-jährigen Maturanten trauen wir die Studierfähigkeit zu, hingegen einem Menschen, der seit zehn Jahren erfolgreich im Beruf ist, verwehren wir den Zutritt.“ Peter Schlögl

Heute münden fast 80 Prozent der Menschen in eine Berufsausbildung, rund 20 Prozent landen in gymnasialen Oberstufenzweigen. Dass die später Berufstätigen dann häufiger ihr Jobprofil wechseln, läge auch an der längeren Lebenserwartung und den kürzeren Innovationszirkeln in der Wirtschaft. Gefragt danach, ob wir den Menschen reichlich gute Weichen zur Verfügung stellen, um in neue Tätigkeitsfelder einzusteigen, meint Schlögl: „Nur in Krisensituationen. Das Arbeitsmarktservice investiert im Rahmen seiner Arbeitsmarktpolitik überdurchschnittlich viel, wer aber nicht aus der Situation der Arbeitslosigkeit heraus umsatteln möchte, ist meist auf private Mittel angewiesen.“

Hoher Bildungsabschluss ≠ hoher Kontostand

Als der junge Peter Schlögl mit seinem ersten Gehaltsscheck nach Hause kam, zeigte er diesen seinem Vater, dem Drucker, der darauf antwortete: „Verdiene ich auch, in der Woche.“ Besonders in den technischen, häufig von Männern ausgeübten Berufen sei die finanzielle Bewertung der Arbeit wesentlich höher als in anderen Feldern. Dabei kann auch passieren, dass selbst der Hochschulabschluss nicht vor niedrigen Kontoständen schützt: So zeigen Lebensverdienststudien, dass beispielsweise Alumni von berufsbildenden höheren Schulen im Vergleich zu unselbstständigen Akademikern mehr verdienen können. So lässt sich bei manchen der spätere Berufseinstieg nicht mehr finanziell wettmachen, andererseits sei die gesellschaftliche Wertigkeit nicht immer fair verteilt, so Schlögl.

Der (arbeitende) Mensch im digitalen Zeitalter

Die angehenden gesellschaftlichen Transformationen in Richtung Digitalisierung würden die Erwachsenenbildung vor neue Herausforderungen stellen, kündigt Peter Schlögl an. Die Daten würden zeigen, dass der Bereich der Einfacharbeit nicht wegbrechen werde, der Anteil der hochqualifizierten Arbeit aber steigen werde. „Das mittlere Segment, das häufig durch Berufsbildung bedient wird, wird schmäler.“ Für die kommenden Jahre brauche es neue Konzepte, wie diese Menschen für digitalisierte Prozesse geschult werden und an deren Gestaltung teilhaben können. Neue Weichenstellungen auf Angebotsseite und der Finanzierung seien auch hierfür nötig. ✶

Ein Zahlenmensch, der Verhalten modelliert

Stephan Leitner wusste schon früh, dass er unter den BWLern eher ein Zahlenmensch ist und sich somit in den quantitativen Fächern wohler fühlt als in den eher „weichen" Fächern. Heute forscht er als assoziierter Professor an der Abteilung für Controlling und Strategische Unternehmungsführung an Modellen, die das Entscheidungsverhalten in Unternehmen sowie die Auswirkungen von Entscheidungen – unter Berücksichtigung der Verhaltenswissenschaften – berechnen. Mehr zu ihm unter:
www.aau.at/blog/leitner

Unterstützung für die Kärntner Exportoffensive

Im Rahmen der Exportoffensive des Landes Kärnten werden jedes Semester Lehrveranstaltungen im Masterstudium Angewandte Betriebswirtschaft in Kooperation mit der Wirtschaftskammer Kärnten angeboten, die sich durch die Einbindung von Exportbetrieben wie zuletzt GREENoneTEC und PMS auszeichnen. Unternehmen erhalten damit die Möglichkeit, konkrete Fragen zu Marktanalyse, Markteintritts- und Marktbearbeitungsstrategien von Studierendenteams bearbeiten zu lassen. Mehr dazu:
www.aau.at/blog/export

25 Jahre WIWI

Die Fakultät für Wirtschaftswissenschaften hat sich ausgehend von wenigen Professuren in den letzten 25 Jahren zum pluralistischen Kompetenzzentrum der Alpen-Adria-Universität in Wirtschaftsfragen mit mittlerweile **10 Instituten**, **156 Mitarbeiterinnen** und **Mitarbeitern** sowie **117 externen Lehrbeauftragten** entwickelt. Dekan Erich Schwarz lud im letzten Semester zu einer Jubiläumsfeier.

Grenzen überschreitende Medien

Warum soll ein Medienunternehmen seine Produkte, sei es ein Magazin oder eine TV-Show, in einem anderen Land verkaufen? Wann ist dies von (ökonomischem) Erfolg gekrönt? Welche Rahmenbedingungen sind relevant, wenn es um die grenzüberschreitende Vermarktung geht? Diesen Fragen geht **Denise Voci** in einem Projekt unter dem Titel „The management and economics of cross-border media communication – a study of the transnational relations between market structures and media management" am Institut für Medien- und Kommunikationswissenschaft nach. Mehr dazu unter www.aau.at/blog/voci.

Ist ein Team der Besten immer das beste Team?

Lupin/Fotolia

Bei den olympischen Spielen in Sotschi 2014 schied das für Gold programmierte russische Eishockey-„Dream-Team" im Viertelfinale nach einer Serie von enttäuschenden Spielen gegen Finnland aus. Und das, obwohl das Team praktisch nur aus Superstars, also den stärksten Einzelspielern aller Teams, bestand. War das bloß Zufall, oder gibt es dafür eine systematische Erklärung? **Paul Schweinzer** und **Alex Gershkov** untersuchen Aspekte des so genannten „Apollo-Syndroms" nun in einem vom Jubiläumsfonds der Oesterreichischen Nationalbank geförderten Projekt.

Nicht jedes Valley eignet sich zum Technologiecluster

In der Regel funktioniere es nicht, ein Wirtschaftscluster auf einer Grünen Wiese zu errichten, erklärt Max-Peter Menzel, der sich mit der Geographie von Innovation und Produktion beschäftigt. „Smartere" Konzepte seien hingegen erfolgversprechend.

Text: *Romy Müller* Foto: *photo riccio*

Das berühmteste Beispiel für ein regionales Cluster liegt im südlichen Teil der San Franzisco Bay Area. Die dortige Stanford University lag vor rund 70 Jahren noch mitten in einer landwirtschaftlich geprägten Region mit vielen Orangenfeldern, die den AbsolventInnen kaum berufliche Möglichkeiten bot. Die an Land reiche Universität begann 1951 mit der Errichtung des „Stanford Industrial Parks", um den Gründungswilligen unter den Studierenden und Alumni Raum zur Entfaltung anzubieten. Und die Region hatte Glück: Schon davor hatte die Stanford University den beiden Studenten William Hewlett und David Packard bei der Gründung einer Elektronikfirma unter die Arme gegriffen. Die beiden sollten nun das erste große Technologieunternehmen des Parks stellen, der sich dann rasant zu dem bedeutendsten IT- und High-Tech-Cluster der Welt entwickeln sollte.

Der Zauber dieser regionalen Cluster liege vor allem in der schnellen Diffusion von Wissen, erklärt der Professor für Geographie mit Schwerpunkt Wirtschaftsgeographie Max-Peter Menzel. „Man ist so eng miteinander vernetzt, dass Ideen schnell aufgenommen werden." Das Cluster profitiert, auch wenn MitarbeiterInnen zwischen den Unternehmen eines Clusters abgeworben, Ideen „geklaut" oder Prozesse kopiert werden. Um diese Dynamik zu nutzen, müsse man in diesem Innovations-Milieu auch physisch anwesend sein. „Wissen kann verschiedene Formen annehmen – eine Idee, ein Papier, ein Patent. Oft ist es gut austauschbar, auch ohne persönlichen Kontakt zwischen den Protagonisten. Eine Idee kann aber, besonders an ihrem Anfang, so komplex sein, dass man sie noch gar nicht formulieren und fassbar machen kann. In dieser Phase braucht es den face-to-face-Kontakt zwischen Menschen, die einander gut kennen und sich oft austauschen." Die permanente Interaktionsdichte, die auch das Silicon Valley präge, beschleunige Innovation ungemein.

„Die vielen Silicon XY oder XY Valleys, die weltweit auf der Günen Wiese entstanden, zeigen die Versuche, das Silicon Valley zu kopieren. Diese Bemühungen waren aber nur selten von Erfolg gekrönt." Es sei ein ungeheuer hoher Ressourcenaufwand, solche Cluster aus dem Nichts zu erzeugen. „Der Aufbau von Clustern braucht viel Durchhaltevermögen und anhaltendes Commitment über Jahrzehnte hinweg", führt er weiter aus.

Auch Strategien zur Förderung bestehender Cluster, die häufig darauf ausgelegt seien, bereits vorhandene Stärken zu stärken, sind nicht problemlos. „Eine Stärke kann angesichts des schnellen gesellschaftlichen und technologischen Wandels rasch zu einer Schwäche werden. Das haben wir beispielsweise im Ruhrgebiet mit der langen Förderung der Kohle- und Stahlindustrie gesehen."

Daher löse in den letzten Jahren, verbunden mit einem Politikwechsel auf der europäischen Ebene, das Konzept der „Smart Specialisation" die klassische Clusterstrategie ab. Menzel erklärt weiter: „Regionale Spezialisierungen sollen dabei durch Diversifizierung smart weiterentwickelt werden. Nehmen wir als Beispiel die älteren Textilregionen, die es in Deutschland noch gibt. Da ist es einzelnen gelungen, sich in Richtung technischer Textilien zu spezialisieren. Solche Diversifizierungsprozesse gehen oft mit einem technologischen Upgrading einher." Diese Strategien würden nicht nur die regionale Anpassungsfähigkeit an den gesellschaftlichen und technologischen Wandel erhöhen, sondern seien auch geeignet für Regionen, die nicht über die Ressourcen des Silicon Valley verfügen.

Was sind Bitcoin, Blockchain und Co?

Kryptowährungen sind schon seit einiger Zeit im Rampenlicht, doch der Kenntnisstand über diese Materie hinkt der Aufmerksamkeit ein wenig hinterher. Aktuell gibt es über 1.500 Kryptowährungen, die zu einem dezentralen Währungssystem beitragen. Finanzwissenschaftler Alexander Brauneis verschafft einen Überblick über die gängigsten Begriffe und Hintergründe.

Interview: *Patricia Leitgeb* Foto: *Romy Müller*

Erfunden wurde „Bitcoin“, die erste der aktuell über 1.500 Kryptowährungen, von Satoshi Nakamoto im Jahr 2008. Wer hinter diesem Pseudonym steckt, ist aber nicht bekannt. Die Grundidee von Kryptowährungen ist es, eine dezentrale Währung zu schaffen, die ohne Zentralbanken und anderen Finanzintermediären wie Geschäftsbanken, Kreditkartenunternehmen oder andere Zahlungsverkehrdienstleister auskommen kann. Das bedeutet, dass es keine zentralen Stellen mehr gibt, die manipuliert, korrumpiert oder politisch gesteuert werden könnten. Unabdingbares Element bei Kryptowährungen sind die Verschlüsselungstechniken, die Kryptographien, die Zahlungen absolut sicher machen sollen.

Blockchain

Zu dieser Verschlüsselung trägt eine so genannte „Blockchain“ bei. Daten werden hier in Blöcken gespeichert und wie bei einer Kette aneinandergehängt. So entsteht eine verkettete Datenstruktur. „Das Besondere an einer Blockchain ist die Anwendung einer Verschlüsselungstechnik, einem kryptographischen Hash. Das bedeutet, dass jeder Block einen digitalen Fingerabdruck hat, der so genannte Hash-Wert, der auch Teil des nächsten Datenblocks ist“, sagt Alexander Brauneis vom Institut für Finanzmanagement. Für jeden weiteren Block werden wieder neue Hashwerte generiert. Eine versuchte Manipulation in diesem System würde einen momentan unmöglich großen Rechenaufwand bedeuten. Darüber hinaus gibt es nicht nur eine zentrale Blockchain, sondern viele auf privaten Rechnern. „Jemand, der dieses System manipulieren will, muss somit auch diese finden“, so Brauneis. Eine Umsetzung ist technisch aus heutiger Sicht ausgeschlossen.

Zahlungsverkehr oder Spekulation

Grundsätzlich gibt es zwei Möglichkeiten, wofür man Kryptowährungen einsetzt: zum Zahlungsverkehr oder zur Spekulation. Berühmt ist der Fall eines IT-Entwicklers, der am 22. 5 .2010 eine Pizzabestellung mit 10.000 Bitcoins bezahlte, damals ca. 40 Dollar, heutiger Marktwert rund 80 Millionen Dollar. Der 22. 5. ist seitdem der „Bitcoin Pizza Day“. Viele Händler akzeptieren mittlerweile Bitcoin und andere Kryptowährungen als Zahlungsmittel, allerdings dürfte das zweite Motiv, Kryptowährungen zu halten – Spekulation – eine wesentlich größere Rolle spielen. „Vor allem die Kursentwicklungen von Kryptowährungen stützen die Spekulationstheorie“, meint Brauneis. „Der Kurs von Bitcoin stieg von 1.000 Dollar auf 20.000 Dollar. Solche Preisblasen hat es in der Geschichte schon vielfach gegeben, im 17. Jahrhundert waren es Tulpenzwiebeln, später Eisenbahnaktien und zuletzt Dotcom-Aktien und Immobilienpreise. Sehr wahrscheinlich wollten viele Privatanleger vom Hype profitieren und haben Bitcoins & Co erworben. Dass es sich dabei um ein hochriskantes Investment handelt, wurde von vielen ignoriert, die Preise sind stark schwankend“, führt Brauneis weiter aus.

Regulierung der Kryptowährung

Brauneis verweist auf Vorschriften und Legitimationspflichten. „Die eigentliche Technologie hinter Kryptowährungen, die Blockchain und die Kryptographie, braucht aus meiner Sicht keine Regulierung, die Anwendung davon jedenfalls.“ Wichtig sei es aus seiner Sicht, jeden weiteren Missbrauch zu verhindern, dafür seien wohl Vorschriften wie Legitimationspflichten aller Nutzer nötig. Allerdings, so Brauneis, konterkariert so eine Vorgehensweise eben auch den Grundgedanken von Kryptowährungen, nämlich eine dezentrale, anonyme Alternative zu gesetzlichen und zentralbankgesteuerten Währungen zu sein. „Am Ende kann jedoch die Zielsetzung der Schöpfer solcher Währungen von noch so löblichen Motiven beseelt sein, wenn das System Kryptowährung einen Schaden für viele zum Vorteil von wenigen bedeuten kann, ist dort einzugreifen.“

Vorteil von Kryptowährungen

Personen ohne herkömmliches Bankkonto können am krypto-basierten Zahlungsverkehr nun teilnehmen. Fraglich ist, für wie viele bislang vom herkömmlichen Geldverkehr ausgeschlossene Personen das wirklich zutrifft. Ist es plausibel, dass ein kontoloser südafrikanischer Minenarbeiter oder eine chinesische Textilarbeiterin ihren Tagelohn ab sofort in Kryptogeld ausbezahlt bekommen werden? Auf diese Frage antwortet Brauneis: „Für das gegenwärtige globale Zahlungssystem sind Kryptowährungen aber insofern ein Vorteil, als dass Transaktionen jeder Größe und egal welcher Zieladresse sehr kostengünstig sind. Aktuell sind es rund 20 Cent, auch für Millionenbeträge, die von Europa nach Neuseeland oder Honduras überwiesen werden und vor allem schnell abgewickelt werden können.“ Die Anonymität bei Bitcoins ist hoch ausgeprägt und die Nachvollziehbarkeit von Zahlungsflüssen schwieriger. Somit sind Kryptowährungen de facto verlockend für kriminelle Aktivitäten.

Kryptowährungen sind aber nur bedingt als gute Investition für Privatpersonen zu sehen. Alexander Brauneis habe sich um 100 Euro Kryptowährungen gekauft, rät aber dazu, Chancen und Risiken immer gut abzuwägen und nicht mehr Geld einzusetzen, als man bereit ist zu verlieren.

Derzeit befindet sich der Bitcoin weiter auf Talfahrt und parallel dazu auch der Wert aller anderen virtuellen Münzen. Es werden aber nach wie vor Münzen geschürft, indem Computer weltweit höchst energieintensive Rechenoperationen durchführen. Allein für das Produzieren neuer Bitcoin-Münzen gehen nach derzeitigen Berechnungen dieses Jahr über 70 Terawattstunden drauf, das ist mehr als Österreich in einem Jahr an Energie verbraucht. ✳

Zur Person

Alexander Brauneis ist assoziierter Professor am Institut für Finanzmanagement, Abteilung Finance & Accounting der Universität Klagenfurt. Er studierte Betriebswirtschaft an der Universität Graz und ist seit 2004 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der AAU. 2014 wurde ihm die venia docendi für das Fach „Allgemeine Betriebswirtschaft“ verliehen. Seine Forschungsschwerpunkte liegen u. a. in der empirischen und quantitativen Finanzmarktforschung, der angewandten Ökonometrie, Kryptowährungen und der Marktmikrostruktur von Kryptomärkten.

Weder fad noch eintönig: Kann der öffentliche Sektor ein attraktiver Arbeitgeber sein?

In Österreich kommen 51 Prozent des Bruttoinlandsprodukts aus dem öffentlichen Sektor. Dies soll in gute Arbeit investiert sein – und das mit gutem Personal. Sanja Korac hat anhand von 27 internationalen Studien untersucht, welchen Blick junge Menschen und zukünftige ArbeitnehmerInnen auf eine Beschäftigung im öffentlichen Sektor haben.

Interview: *Romy Müller* Foto: *photo riccio*

Nehmen wir als Beispiel das Thema Cybersecurity, das auch viele Behörden betrifft. Gibt es genügend öffentlich Bedienstete, die hier gut ausgebildet sind?

Dieses Beispiel zeigt ein Grundproblem: Die Studien belegen, dass die Personen, die ein höheres Gehalt haben wollen, eher in die Privatwirtschaft gehen. Unter der Berufsgruppe der TechnikerInnen, die auch stark von der Wirtschaft nachgefragt werden, ist es schwieriger, den öffentlichen Sektor als attraktiven Arbeitgeber zu positionieren. Bei uns ist das Gehalt der meisten öffentlich Bediensteten eine Sache von fixen Schemata. Anderswo, beispielsweise in den angelsächsischen Ländern, hat man versucht, leistungsorientierte Bezahlung einzuführen. Das funktioniert in manchen Bereichen, anderswo kann das aber gegenteilige Ef-

fekte haben: Bezahle ich einer Polizistin, die mehr Strafzettel verteilt, ein höheres Gehalt? Oder wie messe ich die Wirkung ihrer Leistung? Schwierig an monetären Anreizen ist auch, dass diese wieder auslaufen können. Wenn dann das Gehalt sinkt, fällt die Motivation mitunter ins Bodenlose.

Was kann der öffentliche Sektor an Anreizen bieten?
Vor allem nach der letzten Finanzkrise sehen wir, dass Arbeitsplatzsicherheit auch für junge Menschen ein wichtiger Faktor ist. Außerdem kann man über Weiterbildungsangebote öffentliche Jobs attraktiver machen.

Für viele gilt der öffentliche Sektor als fad und eintönig. Hat sich das auch in den Studien gezeigt?
Ja, wir wissen, dass Studierende oder junge potenzielle MitarbeiterInnen, die an abwechslungsreichen Aufgaben interessiert sind, eher in den privaten Sektor gehen. Ich glaube, da hat der öffentliche Dienst noch stark aufzuzeigen, welches breite Leistungsspektrum abgedeckt wird. Zusätzliche Abwechslung könnten auch Job-Rotation-Programme bringen.

Wer sind denn nun den untersuchten Studien zufolge die Menschen, die in den öffentlichen Sektor gehen?
Beim Blick auf internationale Ergebnisse lässt sich grob zusammengefasst sagen: Menschen, die einer Minderheit angehören, interessieren sich eher für eine solche Tätigkeit. Dies lässt darauf schließen, dass es der öffentliche Sektor geschafft hat, benachteiligte Gruppen zu fördern. Wenn es in der Familie Personen gibt, die schon im öffentlichen Dienst tätig sind, interessiert man sich auch eher dafür. Junge Männer und Frauen interessieren sich gleichermaßen für solche Jobs, was wohl damit zusammenhängt, dass die in den Fokus genommene Gruppe in der Regel noch keine Kinder hat und damit Aspekte wie Work-Life-Balance noch nicht so stark von Bedeutung sind. Höchst relevant ist aber die so genannte Public Service Motivation. Man sieht also, dass Personen im öffentlichen Sektor anders motiviert zu sein scheinen als die Angestellten in der Privatwirtschaft. Das trifft auch für diejenigen zu, die noch nicht ins Berufsleben eingestiegen sind.

Wodurch zeichnet sich dies aus?
Gemeint ist, dass es eine Form der altruistischen Motivation gibt.

Tatsächlich? Das Klischee „des Beamten“ ist aber weniger von Selbstaufgabe geprägt, als von penibler Einhaltung von Parteienverkehrszeiten zur Wahrung der eigenen Freizeit.
Der Ruf des faulen öffentlichen Sektors ist ein Problem der Länder, wo die Bürokratie ganz stark ist, beispielsweise in asiatischen Ländern, in Deutschland oder in Österreich. In den letzten Jahren wurde hier zwar bereits viel getan, um die Verwaltung bürgerInnenorientierter und die Prozesse effizienter zu gestalten. Aber das noch immer verhaftete negative Bild zeigt – es bleibt noch sehr viel zu tun. Die Idee der Public Service Motivation ist zwar aus Beobachtungen in Nordamerika entstanden, man hat aber für viele Regionen dieser Welt festgestellt: Ja, Beschäftigte im öffentlichen Sektor sind eher dazu bereit, zum Gemeinwohl beizutragen, soziales Mitgefühl zu zeigen, Politik mitzugestalten und dabei auch selbstaufopfernd zu agieren. Wobei man dabei betonen muss, dass der öffentliche Sektor viel in den Non-Profit-Bereich und auch in die Privatwirtschaft ausgelagert hat, wodurch Grenzen verschwimmen und man häufig nicht mehr von dem klassischen Beamten oder der klassischen Beamtin sprechen kann.

Hat der öffentliche Sektor einen Leidensdruck, was die Personalrekrutierung betrifft?
Fast überall versucht der öffentliche Sektor einzusparen. Dabei sind die Personalkosten in der Regel der größte Brocken. Vielerorts werden daher Posten nicht nachbesetzt bzw. nicht neu ausgeschrieben. Die Beschäftigten im öffentlichen Sektor in Österreich werden tendenziell älter und die Work-Force schrumpft. Der öffentliche Dienst muss sich aber auch immer mehr fragen, wie zukünftig erforderliche Kompetenzen abgedeckt werden. Zu Beginn des Gesprächs hatten wir als Beispiel die Cybersecurity-ExpertInnen. Dies betrifft aber auch viele andere Bereiche: So werden immer mehr Personen benötigt, die Ahnung von Datenanalyse im Sinne von Big Data haben. Der öffentliche Sektor muss auch gezielt ArbeitnehmerInnen ansprechen können, weil er es sich auch immer weniger leisten kann, starke Fluktuationen zu haben. Daher gibt es auch viel Interesse an unserer Wissenschaft und den Erkenntnissen.

Stichwort Führungskräfte: Nun ist anzunehmen, wenn man zur Chefin bestimmt ist, wird man auch seine eigene Chefin. Der öffentliche Sektor gilt gemeinhin nicht als Ort für aufstrebende Führungskräfte. Stimmt diese Wahrnehmung?
Die meisten Jungen sehen die Möglichkeiten, Führungsverantwortung zu übernehmen, im öffentlichen Sektor nicht. Besonders hier kann man aber gut gegensteuern und Möglichkeiten zur Weiterentwicklung und zum Aufstieg schaffen. Auch die Leitung von kleineren Projektgruppen bedeutet Führungsverantwortung.

In welchem Bereich lohnt es sich besonders, weiter zu forschen?
Ich glaube, wir wissen noch zu wenig über individuelle Faktoren, die für eine Tätigkeit im öffentlichen Dienst ausschlaggebend sind. Hier die so genannten „Big Five“ der Persönlichkeitsmerkmale als Ausgangspunkt für Studien zu nehmen, könnte besonders lohnend sein.

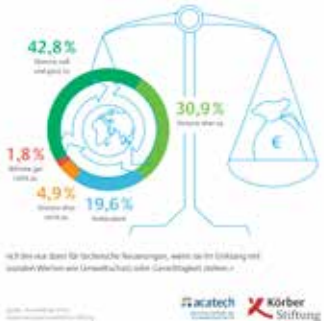
Zum Abschluss die Frage: Sie, Frau Korac, sind im öffentlichen Sektor, also an einer Universität, tätig. Viele Vorteile fallen dabei aber flach, so ist das Berufsleben einer Wissenschaftlerin stark von Konkurrenz und Wettbewerb geprägt, insbesondere in der Spitzenforschung. Wodurch sind Sie denn motiviert, dies zu tun, wenn Sie doch anderswo viel mehr Geld verdienen könnten?
Geld spielt für mich wohl relativ gesehen eine geringere Rolle. Berufliche Weiterentwicklung ist für mich aber wichtig, und ich bin glücklicherweise in einem Vertrag, der mir dies ermöglicht. Wichtiger waren mir die Art der Tätigkeit und die Option, etwas zu bewegen. Ich glaube, dass viele Organisationen im öffentlichen Sektor aufzeigen können, was alles an Aufgabengebieten möglich ist, um das oft festgefahrene Image zu verändern. ✶

Zur Person

Sanja Korac ist Assistenzprofessorin am Institut für Öffentliche Betriebswirtschaftslehre. Sie forscht insbesondere zu Öffentlichem Rechnungswesen, Nonprofit-Management und *Public Service Motivation*.

Wussten Sie, dass …

74 Prozent der Deutschen nur dann für technische Neuerungen sind, wenn sie mit sozialen Werten wie Umweltschutz oder Gerechtigkeit harmonieren? Das ist eines der Ergebnisse, die TechnikRadar hervorbrachte. Die Studie will ein Monitoring darüber bieten, was die Deutschen über Technik denken. Das Projekt wird für die ersten drei Jahre von acatech (Deutsche Akademie für Technikwissenschaften) und der Körber-Stiftung gefördert. Der Projektgruppe gehört unter anderem **Daniel Barben** (Institut für Technik- und Wissenschaftsforschung) an.



Frauenhygiene & Nachhaltigkeit

16.500 Tampons und Slipeinlagen/Binden verbraucht eine durchschnittliche Frau in ihrem Leben. Die Aktion #mybloodywaste wollte nun als Culture Jam am Alten Platz in Klagenfurt darauf aufmerksam machen, wie viel Müll dabei anfällt. Die Studentinnen und **Franziska Weder**, Professorin am Institut für Medien- und Kommunikationswissenschaft, luden zum Mitbauen ein – und stießen damit so manche Nachhaltigkeitsdiskussion an.
Weitere Infos unter
www.aau.at/blog/mybloodywaste

Science, Technology & Society Studies an der AAU studieren

Das Masterstudium ist interdisziplinär ausgerichtet und stützt sich vor allem auf sozialwissenschaftliche Theorien und Methoden. Dem Studium liegt die Vorstellung zugrunde, dass für die Bewältigung gesellschaftlicher Herausforderungen wissenschaftlich-technische Innovationen nötig sind, die zur allgemeinen und individuellen Wohlfahrt beitragen und damit nachhaltig und zukunftsfähig sind.
Interessiert?
www.aau.at/master-sts

Was bieten Auszeithöfe?

Das Konzept der so genannten Auszeithöfe hat die Intention, die Ressourcen eines Bauernhofs ganz bewusst zur Förderung von Gesundheit und Wohlbefinden einzusetzen. Das von Green Care Österreich in Kooperation mit der Landwirtschaftskammer Steiermark entwickelte Konzept wurde von Interventionsforschungsexpertinnen begleitet. Die Ergebnisse, am Beispiel des im Lesachtal gelegenen Peintnerhofs, wurden nun präsentiert. Mehr unter:
www.aau.at/blog/auszeithoefe

Peintnerhof

(K)Ein Spiel: Vernichtet den Staudenknöterich!

In einem neu entwickelten Strategiespiel kämpfen alle Spieler und Spielerinnen gemeinsam gegen einen lästigen Neophyten, den Japanischen Staudenknöterich. Diese spielerische Challenge ist Produkt eines breit angelegten Sparkling-Science-Projekts, bei dem Modellierung und Simulation gewichtige Rollen spielen.

Text & Foto: *Barbara Maier*

Der Japanische Staudenknöterich (Fallopia japonica) gehört zu den prominentesten Neophyten in Europa. Er wächst gerne in unbetreuter Natur, breitet sich rasch aus und hat bis zu zwei Meter tief wurzelnde Rhizome. In seiner Heimat Ostasien besitzt er natürliche Feinde wie den Blüten zerstörenden Blattfloh Aphalara itadori und den homo sapiens, der Fallopia-Jungsprossen zu Speisen verkocht und Pflanzenteile pharmazeutisch nutzt. In Europa, wohin dieser großblättrige Knöterich im 19. Jahrhundert als Zierpflanze gelangte, ist er mangels natürlicher Regulation zur Plage geworden.

Wilfried Elmenreich, Professor am Institut für Vernetzte und Eingebettete Systeme (NES), interessiert die Fallopia vom Aspekt der Systemmodellierung und Simulation her: „Die Pflanzen stellen ein selbstorganisierendes System dar. Das Verhalten der einzelnen Pflanze funktioniert nach simplen Regeln, in der Summe kann es aber sehr komplex werden.“ Das besondere Problem dabei ist, dass sich das Makroverhalten der Pflanzen gut beobachten lässt, das Verhalten der einzelnen Pflanzen im Verbund sich aber umso schwieriger gestaltet. Dafür sind neben der Witterung viele weitere Faktoren ausschlaggebend. Die biologischen Daten für die Modellierung liefern ExpertInnen der Biologie und Ökologie der HBLFA Raumberg-Gumpenstein, das Kärntner Botanikzentrum sowie SchülerInnen des BORG Spittal/Drau. Das E.C.O. Institut für Ökologie vermisst den Knöterich über ein ganzes Jahr an verschiedenen Standorten in Kärnten.

Ziel ist es, Strategien und ein Maßnahmenbündel zu entwickeln, um das invasive Fallopia-Wachstum in den Griff zu bekommen. Elmenreich: „Durch diese transdisziplinäre Forschung lernen wir die Mikroregeln kennen. Wenn man das Mikroverhalten kennt, versteht man die Pflanze besser und findet Möglichkeiten, ihrer Ausbreitung entgegenzuwirken.“ Anhand von diesen Parametern soll eine Formel gefunden werden, die das Wachstum erklärt.

Von der Simulation zum Spiel

Das auf Zellen basierende Simulationsmodell hat die Forschungsgruppe zu einem Brettspiel inspiriert. „Dieses Spiel ist auch eine Simulation“, sagt Elmenreich, „es funktioniert mit Aktionskarten und Legospielfiguren auf unterschiedlichen Spielfeldern. Auf Erde und Gras wächst der Knöterich, unter der Folie und auf versiegelten Flächen nicht.“

Die Fallopia vermehrt sich durch Klonen, Samenflug und Verschleppung von Rhizomen. Die Bekämpfung erfolgt durch manuelles Ausreißen, biologische Beweidung oder durch Pflanzengift. Alle diese Möglichkeiten sind in das Spiel hineinmodelliert, das nun als Experimentierplattform dient. Die Spieldauer beträgt zwischen zwanzig Minuten und zwei Stunden. Es ist nah an der Realität und eine extreme Herausforderung für die Spielenden, die nur im Team gegen den Neophyten gewinnen können. „Das Spiel soll den SchülerInnen vermitteln, warum es so schwierig ist, den Staudenknöterich zu vernichten und warum es nur gemeinsam gelingen kann“, sagt Elmenreich.

Das Spiel ist ausgereift und existiert bereits als Brettspiel-Prototyp mit fünf Spielplänen und als Videogame, programmiert vom Doktoranden Arthur Pitman und dem Ferialpraktikanten Raphael Wirnsberger. Die Ferialpraktikantin Gerrit Stoxreiter verpasste dem Spiel noch den optischen Feinschliff. Wenn alles nach Wunsch verläuft, soll es auch in Serienproduktion gehen. ✶

Was die Weltanschauung mit der Windkraft verbindet

ad astra hat mit Nina Hampl über Windkraft und die Hintergründe der sozialen Akzeptanz von erneuerbaren Energietechnologien gesprochen.

Interview: *Karen Meehan* Foto: *visivasnc/adobestock & photo riccio*

Die Dichte und Häufigkeit von Windkraftanlagen variiert in Österreich stark. Woran liegt das?
Gesetzliche Rahmenbedingungen werden jeweils auf Länderebene geregelt. In Kärnten etwa wird vorgeschrieben, dass eine Anlage im Umkreis von 40 Kilometern nicht sichtbar sein darf. Das macht die Errichtung von Windkraftanlagen nahezu unmöglich. Topographie und Wettermuster spielen auch eine Rolle. Offene, flache Regionen mit günstigen Windverhältnissen eignen sich besonders gut, was in Österreich zu einem deutlichen Ost-West-Gefälle führt: Während in Niederösterreich und im Burgenland über 1.000 Anlagen Strom produzieren, gibt es in Kärnten nur zwei Anlagen. Weiter westlich, in Salzburg, Tirol und Vorarlberg, gibt es bis heute keine Windturbinen.

Sie sind Co-Autorin einer Studie zu erneuerbaren Energien, die jährlich etwa 1.000 Haushalte zu diesem Themenfeld befragt. Wie kam es zum Stimmungsbarometer und welches Ziel verfolgen Sie damit?
Die Idee habe ich aus St. Gallen mitgebracht. An der dortigen Universität hat Rolf Wüstenhagen 2011 einen jährlichen Bericht ins Leben gerufen. Der Fragebogen, der damals für die Schweiz entwickelt wurde, ließ sich mit Anpassungen gut übertragen. Ziel ist es, auch im Sinne der Politikberatung, die Auswirkungen von gesellschaftlichen Veränderungen und politischen Akzentsetzungen im Bereich erneuerbarer Energien jährlich zu erheben und zu analysieren. Die Resultate werden seit 2015 verschiedenen Interessensgruppen, Expertenkreisen, wie auch der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt.

Welche Trends konnten Sie bereits identifizieren?
In den letzten drei Jahren hat die Bereitschaft von Haushalten, in Photovoltaikanlagen oder Stromspeicher zu investieren, zugenommen. Bei der Datenanalyse für den aktuellen Bericht zeigte sich, dass die positive Haltung gegenüber Windkraft tendenziell zunimmt, während die Akzeptanz von großen Photovoltaikanlagen leicht zurückgeht. Tendenzen und Trends erkennt man also bereits nach relativ kurzer Zeit.

Beim Ausbau neuer Energiegewinnungsformen wird oft viel Zeit und

Mühe investiert, um bei der lokalen Bevölkerung Zustimmung für geplante Anlagen zu gewinnen. Reicht das für die Akzeptanz?
Intensive Öffentlichkeitsarbeit ist zweifellos sehr wertvoll. Es ist allerdings nicht so, dass mehr Information alleine zu höherer Akzeptanz führt. Wir haben uns mit der Akzeptanz von Windparks und großräumigen Photovoltaikanlagen beschäftigt, die einen tiefen Eingriff in die Landschaft darstellen. Wir konnten feststellen, dass die (Nicht-)Akzeptanz vor allem von sozialpsychologischen Konstrukten beeinflusst wird, die mit der Person als soziales Wesen und dem kulturellen Kontext zusammenhängen. Diese Faktoren gilt es bei der Planung und Umsetzung von Anlagen in Zukunft zu berücksichtigen.

Sie haben sich gemeinsam mit Ihrem Kollegen Robert Sposato mit der sozialen Akzeptanz im Detail beschäftigt – welche Einblicke konnten Sie dabei gewinnen?
Unsere Untersuchungen stützen sich auf ein Dreiecksmodell, welches das Zusammenspiel von drei Dimensionen abbildet – der soziopolitischen, der Markt- und der lokalen Akzeptanz. Auf der Ebene der lokalen Akzeptanz identifizierten wir drei Konstrukte, die jeweils für sich, aber auch gemeinsam einen wesentlichen Einfluss auf die soziale Akzeptanz ausüben, nämlich Überzeugungen, Motive und kulturell-spezifische Weltanschauungen. Um „Weltanschauung“ zu messen, haben wir eine auf der so genannten Cultural Theory of Risk basierende Skala verwendet. Über die eigentlichen Ergebnisse hinaus zeigte sich, dass sich diese Skala nur bedingt auf europäische und österreichische Kontexte übertragen lässt. Hier konnte also ein Mehrwert in Form eines methodischen Beitrags zur Messbarkeit von Weltanschauung generiert werden.

Es gibt auch die gegensätzlichen Phänomene „not in my backyard“ und „please in my backyard“. Welche Erklärung steckt dahinter?
ForschungskollegInnen konnten vielerorts eine U-förmige Kurve beobachten: Akzeptanz ist anfangs hoch, dann kommen konkrete Projekte ins Spiel, Investitionen stehen an oder Installationsarbeiten beginnen. Hier bremst die lokale Bevölkerung und äußert Bedenken zu Auswirkungen von Schall, Infraschall, Schattenwurf oder Eisfall – schließlich werden diese hohen Türme zwecks optimierter Windverarbeitung mit beachtlichen Rotorblättern ausgestattet – für manche wirkt das bedrohlich. Nach der Umsetzung steigt die Akzeptanz wieder, man merkt: „Es ist doch kein Problem, wir sehen es zwar, aber wir hören es nicht und es stört uns nicht.“ Umfragen zeigen, dass die Akzeptanz gerade in Bereichen mit bestehenden Windkraftanlagen besonders hoch ist.

Welche Anreize gibt es, die Akzeptanz auf lokaler Ebene zu steigern?
Oft werden lokale Einnahmen generiert. Betreiber zahlen eine Pacht, die der Gemeinde zugutekommt, Fußballplätze oder Schulen werden renoviert. Lokale Wertschöpfung wirkt sich positiv auf die Akzeptanz aus. Auch ist die Einbindung der Bevölkerung wesentlich. Hierfür gibt es verschiedene Modelle, die von einer Mitbestimmung im Planungsprozess bis zu einer finanziellen Beteiligung reichen. Es gibt aber Leute, die beispielsweise eine Technikabneigung haben oder grundsätzlich gegen Windkraft sind. Diese Menschen kann man auch mit Bürgerbeteiligungsmodellen nicht umstimmen.

Wie stark ist der Autarkiegedanke und wie wichtig ist Österreichern der Umwelt- bzw. Klimaschutz?
In Österreich steht der Umweltgedanke an erster Stelle. Der wirtschaftliche Nutzen, die größere Unabhängigkeit von Energielieferanten und eine erhöhte Versorgungssicherheit spielen neben Autarkiebestrebungen eine Rolle. Wenn man zudem lokal Strom erzeugt, unterstützt man damit eine stärkere lokale Wertschöpfung. Zwar sind mit der Errichtung Kosten verbunden, aber anders als bei fossilen Energieträgern sind Wind, Wasser und Sonne gratis und unerschöpflich.

Die Regierung hat sich das Ziel gesetzt, die Stromerzeugung bis 2030 weitgehend zu dekarbonisieren. Ist das umsetzbar?
Eine Studie der TU Wien zeigt, dass wir technisch in der Lage sind, Österreich bis 2030 gänzlich mit Strom aus erneuerbaren Energiequellen zu versorgen. Ein weiterer Ausbau setzt politische und gesellschaftliche Akzeptanz dieser Anlagen voraus, und es ist unklar, ob das tatsächlich von der Bevölkerung mitgetragen wird. Das gesamte Portfolio an erneuerbaren Energietechnologien – von Wind- und Wasserkraft über Photovoltaik und Geothermie bis hin zu Biomasseanlagen – kann so gestaltet werden, dass es ausgleichend wirkt. So kann an windstillen Tagen ebenso wie zu Spitzenlastzeiten die Versorgungssicherheit gewährleistet werden. ✶

Zur Person

Nina Hampl ist seit Juni 2015 (Stiftungs-)Professorin für Nachhaltiges Energiemanagement am Institut für Produktions-, Energie- und Umweltmanagement. Sie forscht u. a. zur sozialen Akzeptanz erneuerbarer Energietechnologien.

Wasserkraft im Fluss der Zeit

Wasserkraft trägt heute etwa zwei Drittel zur Stromversorgung Österreichs bei. Während die Energiewirtschaft von einer sauberen und emissionsfreien Form der Elektrizitätserzeugung spricht, sind Wasserkraftwerke auf der anderen Seite auch Angriffspunkte für Kritik durch die Umweltbewegung. Angelika Schoder hat für ihre ÖAW-geförderte Dissertation den Ausbau der Wasserkraft seit 1900 unter die Lupe genommen.

Text: *Romy Müller* Fotos: *A_Lein/Fotolia & Franz Reiterer*

Konkret hat Angelika Schoder fünf Fallstudien im Osten Österreichs untersucht. Diese sind in unterschiedliche biophysische und soziokulturelle Kontexte eingebunden, was es ihr ermöglichte, „nach den Wechselwirkungen dieser Wasserkraftprojekte mit ihrer natürlichen Umwelt und nach der Wahrnehmung von Umweltthemen durch Technikerinnen und Techniker, die in Planung und Umsetzung bzw. Verhinderung dieser Kraftwerke involviert waren, zu fragen“, wie Angelika Schoder ausführt.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts, als sich Technologien zur Stromerzeugung und -nutzung verbreiteten, standen Wasserkraftwerke für „Modernisierung“ und waren eng verwoben mit dem Prozess der Industrialisierung. „Das Aufkommen der Elektrizität erlaubte es, die Energie des fließenden Wassers flexibel zu nutzen, auch über die Grenzen des Flussgebiets hinaus, aber es brachte tiefgreifende Folgen sowohl für Ökosysteme als auch für menschliche Praktiken mit sich“, erläutert Schoder. Die technischen Experten zogen Trennlinien: zwischen moderner und vormoderner Technologie, zwischen dem Natürlichen und dem Künstlichen. Damit legitimierten sie den Landschaftswandel. Angelika Schoder schließt aus ihren Untersuchungen: „Ein genauerer Blick auf die längere Geschichte dieser Landschaften zeigt, dass solche Grenzen immer konstruiert sind.“ Schon früh herrschten Vorstellungen von rationeller und effizienter Ausbeutung der Naturkräfte bei technischen Experten vor. Am Beispiel der Kamp-Gewässerlandschaft zeigt sich, dass dort erst in den 1950er-Jahren ein „window of opportunity“ aufging, das die Umsetzung ehrgeiziger Pläne für die Transformation der Landschaft erlaubte. Schließlich stieß das Projekt des weiteren Ausbaus der Kampkraftwerke aber auf massiven öffentlichen Widerstand und wurde gestoppt. Heute koexistieren am Kamp drei größere Speicherkraftwerke mit zahlreichen Kleinwasserkraftwerken, die sich großteils an ehemaligen Mühlenstandorten befinden.

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verwandelten Ingenieure die österreichische Donau in eine beinahe ununterbrochene Kraftwerkskette. Beginnend mit dem Kraftwerk Jochenstein an der österreichisch-bayrischen Grenze, das 1956 fertig gestellt wurde, gibt es in Österreich insgesamt zehn große Elektrizitätswerke an der Donau. Angelika Schoder berichtet: „Lediglich zwei Lücken verbleiben, wo in einer Phase wachsenden ‚Umweltbewusstseins‘ Proteste den Bau von Wasserkraftwerken verhinderten – in der Wachau und östlich von Wien.“ An dem Beispiel der Donau würde sich zeigen, wie Eingriffe in die Flüsse langfristige Nebenwirkungen mit Wechselwirkungen zwischen Stromerzeugung, Schifffahrt und Naturschutz erzeugen. ✶

Zur Person

Angelika Schoder schließt gerade ihr Doktorat am Institut für Soziale Ökologie (vormals AAU, nun Universität für Bodenkultur Wien) ab. Sie hat davor Produktmarketing und Projektmanagement mit Schwerpunkt „Erneuerbare Energie und Rohstoffwirtschaft“ an der Fachhochschule Wiener Neustadt (Bachelor) sowie „Natural Resources Management und Ecological Engineering“ an der Universität für Bodenkultur (Master) in Wien studiert. Schoder erhielt für ihre Dissertation ein DOC-Stipendium der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Neue Techniken für cyber-physische Systeme

Die Informatik kann Lösungen für gegebene Probleme errechnen. Ändert sich das Problem jedoch stetig, wie im Fall eines Verkehrssystems, haben es die so genannten flexiblen **cyber-physischen Systeme** schwer, stets optimale Lösungen vorzuschlagen. In einem von der FFG geförderten Projekt versucht ein Team unter der Leitung des Instituts für Informatik nun mit Methoden der Wissensverarbeitung, neue Ansätze zu entwickeln, die ein automatisiertes und schnelles Reagieren auf neue Gegebenheiten ermöglichen.

Synchronisation von Zeit in Drohnenschwärmen

Ticken mehrere Uhren gleichzeitig, ist es schwierig zu bewerkstelligen, dass sie auch tatsächlich gleichzeitig dieselbe Zeit anzeigen. Für gemeinsam fliegende Drohnenschwärme kann dies zum Problem werden. Nachwuchswissenschaftlerin **Agata Gniewek** arbeitet dazu im Karl Popper Doktorats- und Wissenschaftskolleg (KPK) zu Networked Autonomous Aerial Vehicles an neuen Technologien.
www.aau.at/blog/gniewek

Künstlich-intelligenter Metalldetektor für die Nadel im Wissenshaufen

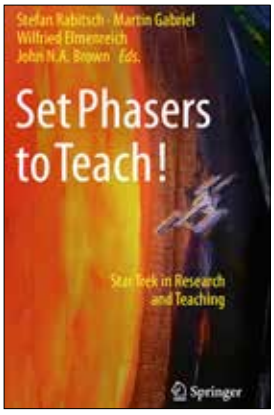
Es gibt einzelne Menschen, die sehr viel wissen. „Wissen wird“, so Marie von Ebner-Eschenbach, jedoch „mehr, wenn man es teilt.“ Doch bleibt Wissen, das in großen Wissensbasen gesammelt wird, auch immer fehlerfrei? Und was kann man tun, um aus gesammeltem Wissen fehlerfreie Rückschlüsse zu ziehen? **Patrick Rodler**, Post-Doc am Institut für Angewandte Informatik, arbeitet an künstlich-intelligenter Fehlersuche und Fehlerbereinigung von Wissensbasen. Mehr zu ihm unter:
www.aau.at/blog/rodler

Wussten Sie, dass …

das **Masterstudium Mathematics** neuerdings an der AAU in **englischer Sprache** angeboten wird? Es baut auf dem Bachelorstudium (Technische) Mathematik auf und vermittelt vertiefende Kenntnisse und Fähigkeiten im Bereich der (Angewandten) Mathematik und Statistik. Vertiefungen zu Applied Analysis, Applied Statistics oder Descrete Mathematics sind möglich. Der Kern des Masterstudiums Mathematics ist die praktische Ausbildung. Mehr?
www.aau.at/master-mathematics

Wie viel Energie braucht das Raumschiff Enterprise?

Diese Frage baut **Wilfried Elmenreich**, Professor für Smart Grids am Institut für Vernetzte und Eingebettete Systeme, in seine Lehrveranstaltungen ein. Das Ergebnis: Eine normale Beschleunigung der Enterprise würde mehr Energiereserven verbrauchen, als auf der Erde für ein ganzes Jahr zur Verfügung steht. Weitere Einblicke in „Star Trek in Research and Teaching“ bietet eine neue Buchpublikation. Mehr dazu unter:
www.aau.at/blog/star-trek



Rabitsch, S., Gabriel, M., Elmenreich, W. & Brown, J. N. A. (Hrsg.) (2018). Set Phasers to Teach! Star Trek in Research and Teaching. Heidelberg: Springer.

"Drones Are Here to Stay. Get Used to It."

So betitelte das Time Magazine einen Artikel in seiner Ausgabe zum „Zeitalter der Drohne". Wir haben mit Christian Bettstetter darüber gesprochen, was Drohnen heute können und Drohnen(schwärme) noch nicht können. Zweifellos ist dabei: Unser Luftraum wird in Zukunft belebter werden.

Interview: *Romy Müller* Fotos: *thananit/Fotolia & Daniel Waschnig*

Herr Bettstetter, würden Sie sich in Dubai in eine autonom fliegende Taxi-Drohne setzen?
(*zögert keine Sekunde*) Ja, würde ich machen. Ich habe Vertrauen in diese Technik. Die meisten Flugzeuge fliegen heutzutage sowieso auch schon autonom, wenn sie erstmal in der Luft sind.

Seit zehn Jahren gibt es Drohnenforschung an der Alpen-Adria-Universität. Sie sind schon etwas länger da, seit 2005. Was konnten Drohnen damals nicht, was sie heute können?
Die Quadrocopter, die wir verwenden, sind sehr viel günstiger geworden. Der Preis liegt nur noch bei einem Zehntel dessen, was sie damals gekostet haben. Außerdem gibt es deutlich mehr Softwarefunktionalität. Man kann sich heute quasi im Elektronikmarkt eine Drohne kaufen, die ein bestimmtes Gebiet automatisch abfliegt. Damals waren Drohnen auf einen Spezialmarkt und auf die Forschung ausgerichtet; heute gibt es Drohnen quasi für jedermann.

Sehen Sie einen Sinn darin, dass Private Drohnen besitzen?
Naja, ich weiß nicht, ob das sinnvoll ist. Ein Negativbeispiel sind Selfie-Drohnen, die über die Köpfe aller Touristen zu schwirren drohen. Aber ich habe mich bei solchen Prognosen schon oft verschätzt: Beim Handy und Tablet hatte ich auch nicht gedacht, dass diese in alle Privathaushalte einziehen werden. Mittlerweile bin ich mit Prognosen vorsichtig.

Reichen Ihrer Meinung nach die aktuellen Regulierungen?
Es überwiegt der Eindruck, dass die juristischen Rahmenbedingungen den technischen Entwicklungen hinterherhinken. Die Herausforderung ist, wie man generell autonome Luftfahrzeuge in den bisherigen Luftverkehr integriert.

Wofür sind Drohnen professionell sinnvoll einsetzbar?
Beispielsweise für die Wartung von Industrieanlagen oder die Einsatzplanung von Rettung und Feuerwehr. In jüngster Zeit hinzugekommen sind Entertainmentshows, bei denen Drohnen mit Lichteffekten als unterhaltsame (umweltfreundlichere) Alternative anstelle von Feuerwerken eingebaut werden. In der Pause des Super-Bowls gab es eine solche Show von Intel. Im Kommen ist auch der Transport durch Drohnen, beispielsweise für Blut oder Laborproben zwischen Krankenhäusern. Dies ist sinnvoll einsetzbar, wenn die Infrastruktur zu Boden schlecht oder durch Umwelteinflüsse wie starke Regenfälle nicht zu benutzen ist. Dies ist keine Fiktion mehr: Ein solches System wird beispielsweise in Rwanda betrieben.

Wie realistisch ist es, dass in Zukunft auch die privaten Pakete per Drohne zugestellt werden?
Wenn die Regulierungen soweit hergestellt sind, wird dies von Firmen angeboten werden. Technisch ist man schon weit: Drohnen können autonom starten, ein Ziel erreichen und landen. In der Realität gibt es dann aber noch viele Schwierigkeiten: beispielsweise stellt ein Sturm ein Riesenproblem dar. Vielleicht kann man den aktuellen Stand mit dem eines Automobils vor etwa 100 Jahren vergleichen. Die Basistechnologie funktioniert, aber es ist noch ein weiter Weg hin zu einer fortgeschrittenen Technologie.

Was haben Sie und Ihre Kolleginnen und Kollegen zur Weiterentwicklung der Drohnen in den vergangenen zehn Jahren beigetragen?
In unserem allerersten Forschungsprojekt ging es darum, dass Drohnen ein Gebiet abfliegen und Fotos aus der Luft schießen, die dann zu einem Gesamtbild zusammengefügt werden. Das Zusammenfügen und die drahtlose Kommunikation waren herausfordernd. Dafür haben wir mit Einsatzkräften und der Feuerwehr zusammengearbeitet, die die Technologie dann auch testeten. Mittlerweile funktioniert dies relativ gut. Dann haben wir an der Koordination zwischen Drohnen gearbeitet, also an der Idee, Drohnen – ähnlich einem Vogelschwarm in der Natur – selbstorganisiert und ohne zentrale Vorprogrammierung fliegen zu lassen. In diesem Bereich gibt es nach wie vor viel Forschung, aber noch nichts, was als Produkt kaufbar wäre. Zuletzt kam die kamerabasierte Navigation hinzu, bei der sich eine Drohne die Umgebung ansieht und sich so orientiert.

Sie nennen immer wieder positive Beispiele der Drohnennutzung. Es lässt sich aber nicht verhehlen, dass Drohnen auch militärische Anwendungsgebiete haben. Wie grenzen Sie sich davon ab?
Ich hatte einmal eine informelle Anfrage eines militärnahen Auftraggebers aus den USA, die wir abgelehnt haben. Zudem vermute ich, dass die militärische Forschung in diesem Bereich schon weiter ist als die zivile Wissenschaftswelt. Das Militär entwickelt viel, was wir gar nicht mitbekommen. Dort wird ja schließlich nicht publiziert. Grundsätzlich kann man mit Drohnen viel Gutes bewirken, aber eben auch töten. Militärische Drohnen sind allerdings in der Regel richtig große Flugzeuge, die mit unseren kleinen Quadrocoptern eigentlich nicht vergleichbar sind. Es gibt aber auch einiges, was mit Quadrocoptern problematisch ist: den Nachbarn im Garten stören und Leute ausspionieren oder das Gefahrenpotenzial, das von Drohnen bei Großveranstaltungen ausgeht. Hier brauchen wir Regulierungen, und auch die Technik kann unterstützen. Beispielsweise gibt es das Geoblocking, welches verhindert, dass Drohnen in der Nähe von Stadien abheben können.

Was ist besonders schwierig in der Drohnenforschung?
Erstens ist das Setting schwierig: Neue Algorithmen können nicht einfach so experimentell in der Luft ausprobiert werden. Wenn etwas schief ginge, würde die Drohne herunterfallen oder in jemanden oder etwas hineinfliegen. Da haben wir es ungleich schwieriger als diejenigen, die mit Bodenrobotern arbeiten. Und zweitens bietet das Thema Schwarmintelligenz noch viele Knackpunkte, die es zu lösen gilt: Zum Beispiel, dass sich Drohnengruppen an Veränderungen in der Umgebung anpassen. ✶

Zur Person

Christian Bettstetter ist Professor und Institutsvorstand am Institut für Vernetzte und Eingebettete Systeme. Er ist außerdem wissenschaftlicher Leiter der Lakeside Labs GmbH. Seine Forschungsarbeiten zu mobiler Kommunikationstechnik sowie zu autonomen und selbstorganisierenden Systemen hat er in mehr als 140 wissenschaftlichen Artikeln veröffentlicht. Christian Bettstetter ist Mitglied der Core Faculty des Karl Popper Kollegs zu „Networked Autonomous Aerial Vehicles“ an der Universität Klagenfurt.

Holzstämme automatisiert in Sägewerke einbringen

Holzstämme werden in Sägewerken schon blitzschnell zu Brettern weiterverarbeitet. Relativ langsam funktioniert hingegen das Einlegen der Holzstämme vom Lastwagen in das Sägewerk. In einem FFG-geförderten Projekt versucht man nun, diesen Schritt zu automatisieren.

Text: *Romy Müller* Fotos: *Grecaud Paul/adobestock & Martin Steinthaler*

Im Wald werden Bäume auf Lastwägen mit einem Forstkran aufgeladen und dann zu Sägewerken gebracht. Lastwagen mit Forstkran fahren nahe an den Beginn der Produktionslinie im Sägewerk heran und hieven die Baumstämme – händisch von einem Menschen gesteuert – zur weiteren Bearbeitungsstufe heran. Ab dann geht alles sehr schnell: Wenn die Baumstämme mal auf dem Förderband sind, dauert es bis zur Fertigstellung des finalen Bretts nur wenige Minuten.

Das auf innovative Lösungen für die Holzindustrie spezialisierte Unternehmen Springer Maschinenfabrik GmbH in Friesach möchte diesen Schritt nun optimieren. Das internationale Unternehmen führt als Projektpartner gemeinsam mit der Technischen Universität Graz (Institut für Maschinelles Sehen und Darstellen) und der Universität Klagenfurt (Institut für Intelligente Systemtechnologien) das Forschungsprojekt Auto-LOG (Automated Log Ordering through robotic Grasper) durch, das für dieses Problem eine Lösung finden soll.

Projektleiter ist Stephan Weiss, Professor für Regelung Vernetzter Systeme an der Universität Klagenfurt (AAU). Er erklärt zu den Herausforderungen: „Bäume sind nicht einheitlich, weder in ihrer Beschaffenheit noch in der Art, wie sie auf dem Lastwagen liegend zur Produktionskette herangebracht werden. Wir wollen die Algorithmen so schreiben und die Methoden so entwerfen, dass das System mit diesen Unstimmigkeiten gut zurechtkommt." Dazu wird nun in mehreren Stufen gearbeitet.

„Bäume sind nicht einheitlich, weder in ihrer Beschaffenheit noch in der Art, wie sie auf dem Lastwagen liegend zur Produktionskette herangebracht werden."

In einem ersten Schritt stellt das beteiligte Unternehmen den Forscherinnen und Forschern ein Modell im Maßstab 1:5 zur Verfügung, mit dessen Hilfe diverse Situationen getestet werden. Dann will das Forschungsteam die Navigation bzw. Regelung des Greifarms des Forstkrans in eine Form gießen. Dazu braucht es Künstliche Intelligenz (KI), wie Stephan Weiss ausführt: „Das Team der TU Graz unter der Leitung von Friedrich Fraundorfer wird mit KI die Holzladung unter die Lupe nehmen und 3D-Punkte setzen, wo wir den Greifer ansetzen können." In einer zweiten Phase geht es dann um die robuste Bewerkstelligung. „Hier kommt dann die Expertise des Sensorik-Teams unter der Leitung von Hubert Zangl an der AAU hinzu: Die Sensoren sollen erkennen können, ob der Greifarm den Baumstamm auch tatsächlich halten kann. Eine Messgröße ist hierfür die Gewichtsverteilung." Das, was die Sensoren messen, soll dann an die Regelung weitergeleitet werden, die so korrekte Handlungen durchführen können soll.

„Der Greifarm soll dann menschenähnlich handeln und wissen, wie er den Baumstamm geschickt angreifen muss, um ihn in die weitere Produktionskette zu befördern."

Doch was macht die Regelung konkret? Stephan Weiss erklärt: „Die Regelung muss erkennen, wo sich der Kran gerade befindet, und ihn dann so steuern, dass er sich sinnvoll von A nach B bewegen kann." Die Forschung dazu ähnelt der Arbeit von Stephan Weiss an Drohnen: Auch dort gibt es ein bewegliches Objekt, dessen Zustand laufend eingeschätzt werden muss, um die intendierte Bewegung zu ermöglichen. So wenig wie Drohnen in vielen Gebieten auf eine Navigation durch GPS zurückgreifen können, eignet sich das GPS-Signal zur Steuerung von Greifarmen, ist es doch viel zu ungenau. Der Herausforderungen schließlich nicht genug: Der Greifarm des innovativen Forstkrans soll in der Folge auch selbst Fehler lösen können. Passiert es also, dass – trotz aller Vorsichtsmaßnahmen – ein Baumstamm zwischen Lastwagen und Sägefabrik zu Boden fällt, soll der Kran das Problem automatisch lösen und den Baumstamm aufheben. Auch hierfür braucht es Kompetenz im Bereich der Künstlichen Intelligenz: „Der Greifarm soll dann menschenähnlich handeln und wissen, wie er den Baumstamm geschickt angreifen muss, um ihn in die weitere Produktionskette zu befördern."

Ähnliche Technologien existieren andernorts, beispielsweise in den USA, bereits. „Dort sind die Dimensionen aber völlig anders. Hierzulande arbeiten im Verhältnis dazu deutlich kleinere Unternehmen mit solchen Maschinen, und die Verhältnisse sind sehr viel heterogener", führt Stephan Weiss aus. Das KI-basierte Verständnis, die Kontrolle und Navigation sowie autarke Sensoren ermöglichen die Nutzung dieser Technologie für kleine Unternehmen in einer Vielzahl von verschiedenen auch bestehenden Produktionslinien und Branchenbereichen. Die Vielseitigkeit des Ansatzes bietet eine hohe Flexibilität, Leistung und dynamische Anpassungsfähigkeit einer Produktionslinie. Die Ergebnisse aus dem von der Österreichischen Forschungsförderungsgesellschaft FFG geförderten Projekt werden für 2021 erwartet.

Das hiesige Institut für Intelligente Systemtechnologien hat bereits in den vergangenen Jahren mit dem Projekt Forest-iMate Erfahrung mit der Forstwirtschaft gesammelt. In dem Projekt geht es darum, dass kleine, unbemannte Helikopter die Arbeit der Parametermessung für die Waldinventur übernehmen. Informationen wie der Durchmesser eines Baums auf Brusthöhe, die Form des Stammes und die Position der einzelnen Bäume werden von Drohnen eingeholt, um daraus Volumen, Qualität und Verteilung des Holzes abzuleiten. Zu lösen sind Probleme wie die Objekterkennung, die Routenplanung, die Navigation und die Hindernisausweichung. Das Projekt ist derzeit in der finalen Phase.

Zur Person

Stephan M. Weiss, geboren 1981 in Caracas (Venezuela), wuchs in der Schweiz auf. Er studierte Elektrotechnik und Informationstechnologie an der ETH Zürich, wo er 2012 am Autonomous Systems Lab promovierte. Seine Laufbahn führte ihn danach an das Jet Propulsion Laboratory (JPL) der NASA in Kalifornien, wo er weiter im Bereich der kamerabasierten Navigation von unbemannten Helikoptern arbeitete. Eine adaptierte Version der von Weiss entwickelten Drohnenflugtechnik wird nun bei der Mars-Mission 2020 zum Einsatz kommen.

Warum wir aktiv lieben sollten

Der Psychologe **Michael Wieser** (Institut für Psychologie) ist Mitherausgeber eines Themenhefts zum Schwerpunkt „Lieben“ der Zeitschrift für Psychodrama und Soziometrie. Im Interview unter www.aau.at/blog/lieben erklärt er, warum es sich leichter mit dem „Lieben“ wissenschaftlich arbeiten lässt als mit der „Liebe“ und warum er eine stete Entscheidung zum aktiven Lieben als Basis für funktionierende Beziehungen hält.

zhukovsky/fotolia

Wieser, M. & Spitzer-Prochazka, S. (2018). Zeitschrift für Psychodrama und Soziometrie. Themenschwerpunkt: Lieben. Jahrgang 17, Ausgabe 1. Wiesbaden: Springer VS.

Inspirationen für Gesundheit

aau/Sagmeister

Im Sommer trafen sich rund 130 Expertinnen und Experten zum Thema Gesundheitsförderung und Gesundheitsmanagement an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt. Im Rahmen der Tagung mit dem Titel „visions | Inspirationen für Gesundheit in Gegenwart und Zukunft“ wurde die in Kanada entwickelte Okanagan-Charta für den deutschsprachigen Raum erstmals vorgestellt und gleich von mehreren Universitäten, darunter von der Universität Klagenfurt, unterzeichnet.

Wussten Sie, dass …

an der AAU sieben Doktoratsprogramme angeboten werden? Primäres Ziel ist die weitere Aufwertung von Forschung, Lehre und Qualifikation im Doktoratsbereich. Studierende werden themenspezifisch strukturiert betreut sowie hinsichtlich einer international wettbewerbsfähigen wissenschaftlichen Laufbahn gefördert. Eines davon widmet sich “Health, Science, and Social Responsibility Communication and Management (HS-SCM)”. Das Programm kooperiert mit der KABEG in Kärnten.

Production Perig/Fotolia

Wer pflegt mich?

Ein Ansatzpunkt für das Buch „Familie – Beruf – Karriere“ ist, dass innerhalb der Familie immer noch überwiegend Frauen unbezahlte Arbeiten wie Sorgearbeit, Pflege und Putzen verrichten. Viele Frauen arbeiten daher in Teilzeit: „Einerseits leistet Teilzeiterwerbstätigkeit Beiträge zur Vereinbarkeit von Sorgearbeit und Beruf; andererseits ist sie mit Folgewirkungen für die Ausübenden verbunden: Humankapitaldefizite, geringe Pensions- bzw. Rentenhöhen oder begrenzte Entwicklungsmöglichkeiten am Arbeitsplatz und psychische wie physische Belastungen“, so die Herausgeberinnen. Besonders Frauen in Sozial- und Pflegeberufen sind stark von den Auswirkungen betroffen, und dennoch haben professionelle Pflegerinnen, aber auch freiwillig Engagierte, Familienangehörige und MigrantInnen (Stichwort 24-Stunden-Pflege) zentrale Rollen in der Aufrechterhaltung und Umsetzung von Betreuung und Versorgung. Mehr dazu auch im Buch:

Behrens, D. A., Kreimer, M., Mucke, M. & Franz, N. E. (Hrsg.) (2018). Familie – Beruf-Karriere. Daten, Analysen und Instrumente zur Vereinbarkeit. Heidelberg: Springer.

Werbung für Medikamente erfolgreich gestalten

Ob grippale Infekte oder Allergien – immer mehr Medikamente werden in Apotheken nachgefragt. Viele neigen zur Selbstmedikation mit rezeptfreien Medikamenten. Werbung macht auf diese Medikamente aufmerksam. Ein Forschungsteam rund um Isabell Koinig untersuchte, inwieweit Werbung für diese Medikamente das Empowerment der KonsumentInnen stärken kann.

Text: *Lydia Krömer* Fotos: *john9595 /Fotolia & photo riccio*

Der Markt für nicht-verschreibungspflichtige (OTC) Medikamente wird von den Pharmaunternehmen stark umworben. KonsumentInnen zeigen ein verändertes Gesundheitsbewusstsein und gestalten ihre Gesundheit aktiv mit. Isabell Koinig vom Institut für Medien- und Kommunikationswissenschaft ging in ihrer Studie der Frage nach, welche Wirkung die Werbung auf deren Gesundheitsentscheidungen hat. Sie befragte rund 950 Personen in den USA, Deutschland, Österreich und Brasilien und wollte herausfinden, welche Werbeansprache KonsumentInnen nicht nur am positivsten beeinflusst, sondern auch stärker in die Gesundheit einbinden kann. „Dabei haben wir uns auf Anzeigen im OTC-Bereich konzentriert und den Probandinnen und Probanden Inserate der klassischen Kategorie Schmerzmittel vorgelegt“, erklärt Isabell Koinig, die die Befragung gemeinsam mit Sandra Diehl, die am selben Institut tätig ist, und Barbara Mueller (San Diego State University) durchgeführt hat. Das Forscherteam wollte herausfinden, ob Werbung mehr als nur die Vermittlung einer klaren Bild- und Produktinformation leisten kann, sondern auch die RezipientInnen stärker in die Gesundheit einbezieht. Dies wird unter dem Begriff „Empowerment“ gefasst.

Unterschieden wurden bei den Anzeigen zwischen informativen, emotionalen, gemischten (informativ-emotional) und CSR (sozial) bezogenen Inseraten. Das Ergebnis der Studie zeigte, dass der Einsatz von Information und Emotion – die gemischte Werbeform – am erfolgreichsten auf allen untersuchten Werbemärkten ist und somit zum höchsten Empowerment führt. Danach folgte die informative und an dritter Stelle die emotional ausgerichtete Werbeansprache. Der CSR-Ansatz führte zum geringsten Empowerment. Koinig gelangt zu dem Fazit: „Werden Informationen so aufbereitet, dass sie beim Kunden oder bei der Kundin ein Mehr an Wissen und damit Selbstbestimmung ermöglichen, so profitieren Pharma und Konsumenten.“ In Bezug auf das Konzept des „Empowerments“ führt Koinig weiter: „Die Menschen haben ein großes Interesse am Produkt, und die Pharmawerbung kann sie hier beeinflussen, indem die KonsumentInnen durch ergänzende Information die Produkte besser beurteilen können und so deren Selbstmedikationsfähigkeit gestärkt wird.“ Pharmaunternehmen beginnen bereits damit, Life-Style-Informationen gekoppelt mit Medikamenteninformation zu vermitteln.

„Bei der Pharmawerbung geht es nicht nur um die Vermarktung des Produktes, sondern um das Wohlbefinden des Menschen.“

Nach wie vor verwenden Pharmaunternehmen traditionelle Kommunikationskanäle wie beispielsweise Zeitschriften, Magazine, Fernsehen oder Radio. Social Media berge noch viel ungenutztes Potenzial, meint Koinig. Um eine möglichst große Aufmerksamkeit bei den RezipientInnen zu erreichen, sollten ansprechende Bilder und geeignete Testimonials, die eine Ähnlichkeit mit der Zielgruppe aufweisen, verwendet werden. Die Information über das Medikament sollte zudem kurz und prägnant formuliert werden. Zu empfehlen wäre für Pharmakonzerne eine multimediale Strategie, die in den Anzeigen weiterführende Links zu Webseiten oder Videos integriert. Ziel der Bemühungen sei es, das menschliche Wohlbefinden zu fördern.

Zur Person

Isabell Koinig ist Postdoc-Assistentin am Institut für Medien- und Kommunikationswissenschaft. Die Ergebnisse der Untersuchung wurden im International Journal of Advertising veröffentlicht:

https://www.tandfonline.com/doi/full/10.1080/02650487.2017.1367353

Der verstellte Blick auf das Altwerden

Wir werden immer älter, die Demenzerkrankungen steigen, und die Vorstellungen von Altsein und Pflege werden zunehmend negativer. Die Gerontologin Irene Straßer verweist auf differenzierte Sichtformen und erarbeitet mit der Diakonie de la Tour ein zukunftsweisendes Pflegemodell.

Interview: *Barbara Maier* Fotos: *Gerhard Maurer & privat*

Frau Straßer, Sie legen als Entwicklungspsychologin den Fokus auf die Altersforschung. Welches Bild vom Altsein und Pflege prägt die Gesellschaft?

Alte Menschen und das Altsein sind gesellschaftliche Bereiche, die mit starken stereotypen Vorstellungen verbunden sind. Es sind Vorstellungen von Krankheit, verminderter Leistungsfähigkeit und die Angewiesenheit auf Pflege. Diese zumeist negativ empfundenen Altersbilder entsprechen jedoch nicht der Lebensrealität der älteren Generation. Bei jedem Menschen lässt sich ein eigener roter Faden finden, der sich durch alle Lebensalter zieht und nie abreißt. Unter den Bedingungen, unter denen Pflege in unserer Gesellschaft realisiert wird, ist es im Pflegealltag oft schwierig, ein tieferes Interesse für die alten Menschen, ihre Lebenswege und Bedürfnisse zeigen zu können. Hinderlich daran kann auch das Altersbild sein, das professionelle und motivierte Pflegekräfte mitbringen.

Wodurch und wie hat sich die Sicht auf Alter verändert?

Die Altersforschung war lange Zeit sehr medizinisch dominiert und an den Defi-

ziten wie Abbau von Ressourcen und kognitiver Einschränkung ausgerichtet. Die Wahrscheinlichkeit von Erkrankungen steigt zwar mit dem Alter, doch die Einschränkungen kommen nicht plötzlich, sondern schrittweise und oft schon ab dem mittleren Lebensalter. Die Frage ist vielmehr, wie damit umgegangen wird. Aus psychologischer Sicht ist das Altwerden ein Entwicklungsprozess. Der Mensch besitzt viele Ressourcen, die er nicht alle gleichzeitig nutzen kann. Aufgrund der hohen Plastizität des Gehirns kann er aber bis ins hohe Alter lernen, auch mit schwierigen Situationen gut zurechtzukommen. Er lernt zu kompensieren und Dinge aufzugeben, die nicht mehr gut funktionieren. Das Aufgeben ist jedoch eine hochemotionale Angelegenheit.

Der Pflegebereich steht häufig in der Kritik. Wo liegen die Probleme?
Die heutige Gesellschaft ist bestimmt vom Wunsch nach Leistungsfähigkeit und Selbstverantwortung bis ins hohe Alter. Das ist zwar legitim, aber es behindert die Vermittlung eines differenzierten Bildes von Pflege. In der Organisation von Care-Arbeit sollten auf allen Ebenen Möglichkeiten geschaffen werden, damit Vorstellungen vom Leben im Alter realisiert werden können. Und das sollte nicht auf Kosten anderer – wie etwa Töchter, Schwiegertöchter oder 24-Stunden-Pflegekräfte – gehen. Es gibt viele Pflegeeinrichtungen, deren Personal hochmotiviert ist. Die Frage ist, unter welchen Bedingungen sie die Motivation halten können. Pflegende Menschen müssen oft gesellschaftliche Fehlentwicklungen ausgleichen. Für Gestaltungsmöglichkeiten bleibt wenig Spielraum, da im Pflegebereich der aktuelle Fokus auf Risikomanagement statt auf individuellen Freiräumen liegt.

Die Diakonie will nun neue Wege gehen und hat sich Ihre Expertise dazu geholt. Was ist geplant?
Durch eine weitreichende Umstrukturierung des Hauses St. Peter in Klagenfurt – und später auch an anderen Pflegeeinrichtungen – soll mehr Lebensqualität für Menschen mit Demenzerkrankung möglich werden. Die Diakonie ist von sich aus an unsere Abteilung für Entwicklungspsychologie herangetreten, um unter wissenschaftlicher Begleitung ein gesamthaftes Modell umzusetzen.
Was den Bereich Altersbilder betrifft, wurden im ersten Durchgang die eigenen Vorstellungen von Altern und Demenz reflektiert und die Motivationsthemen eruiert. Eine Schlussfolgerung daraus war, dass ein wichtiger Faktor für die Zufriedenheit aller Beteiligten das Schaffen von Teilhabemöglichkeiten sowohl für BewohnerInnen als auch für MitarbeiterInnen ist.

Wie sehen partizipative Vorstellungen konkret aus?
Das geht bis zur Selbstorganisation und Mitentscheidung in Prozessen. Entscheidend ist, dass etwas selbst getan werden kann, selbst wenn es mit der Unterstützung von einer anderen Person geschieht. Das macht es eben aus, dass das Leben selbst gestaltet werden kann. Es sollte eine Kultur implementiert werden, die erlaubt, Vorschläge zu machen und in der Umsetzung gefördert zu werden. Generell werden ein größeres Angebot und verschiedene Arten der Teilhabe gewünscht, sowohl für MitarbeiterInnen als auch für BewohnerInnen. Die Wünsche und Vorstellungen der Befragten sind vielfältig und betreffen alle Bereiche. Es beginnt schon mit der partizipativen Gestaltung von Wohn- bzw. Arbeitsumfeld. Konkrete Ideen betreffen die Beschäftigung mit hauswirtschaftlichen Tätigkeiten ebenso wie Musikalisches oder Sportliches.

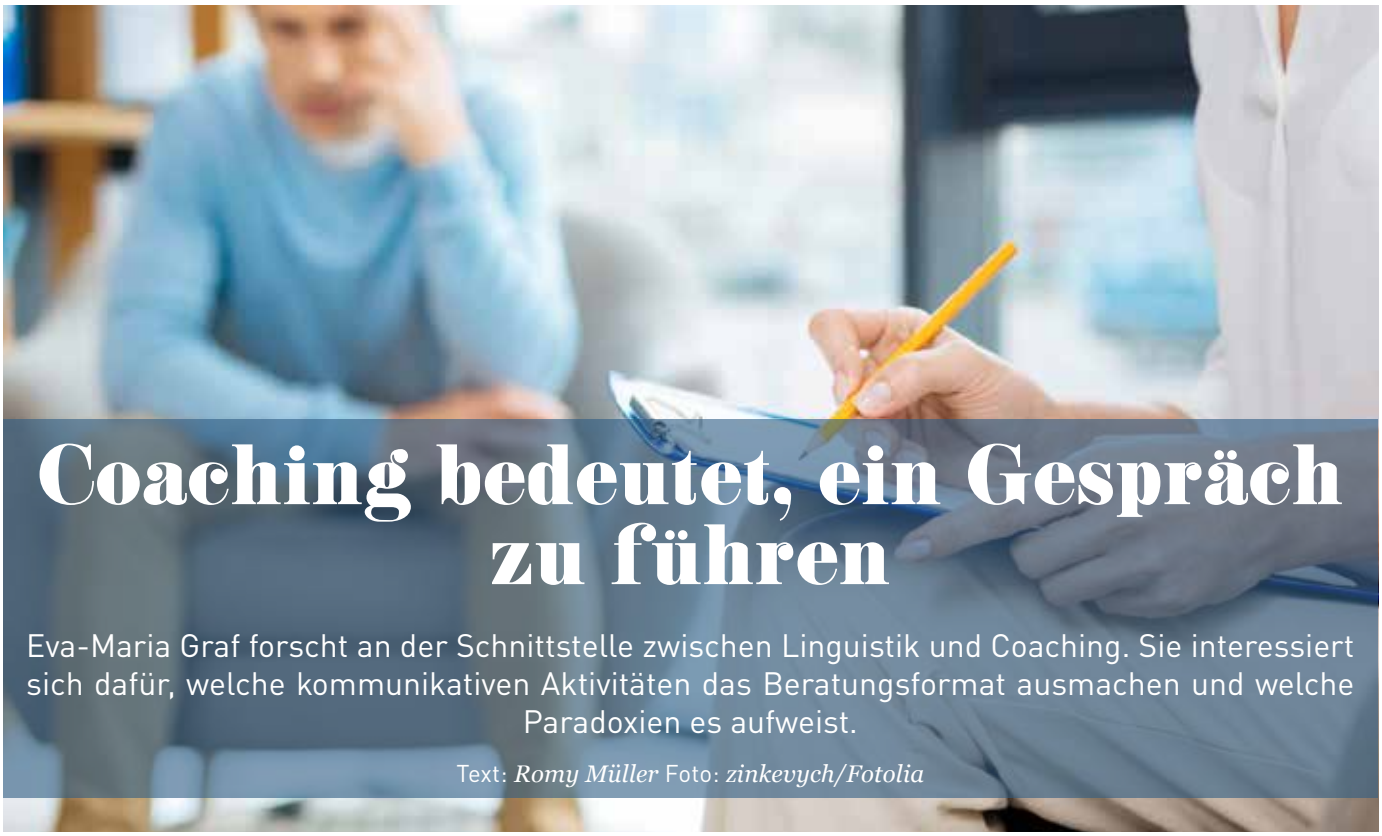
Muss es immer ein Erlebnis in der Gruppe sein?
Oft gibt es den Wunsch, etwas für sich alleine und aus einer intrinsischen Motivation tun zu können. Es muss nicht immer alles in der Gruppe oder unter fremder Anleitung als Kompetenztraining passieren, manchmal geht es auch nur ums Genießen. Auch wir Jüngere wollen nicht immer alles mitgestalten, wollen einfach nur in ein Konzert gehen und uns berieseln lassen. Die Freude tritt nicht automatisch mit dem reinen Beschäftigtsein ein, sondern erst, wenn es mit meinen Vorstellungen gekoppelt ist. Ein Beispiel: Wenn ich spontan zum Frühstück ein Omelett möchte und zum Küchenherd gehen und mir eines machen kann. Das klingt einfach, aber in einem institutionellen Umfeld hat die Risikovermeidung Vorrang.

Welche Beteiligungsstufen könnte es geben?
Wir haben im Projekt fünf Stufen der Beteiligung identifiziert, die umgesetzt werden sollen. Stufe 1: ein regelmäßiges Angebot, das genutzt werden kann oder auch nicht. Stufe 2: ein breites Angebot, aus dem gewählt werden kann. Stufe 3: Möglichkeiten, spontane Ideen und Wünsche umzusetzen, etwa sich ein Omelett zum Frühstück zu machen. Stufe 4: Mitgestalten und Mitbestimmen, etwa bei der Wohnraumgestaltung. Stufe 5: selbstorganisiert von der Idee bis zum fertigen Resultat – wie für eine Wohnkollegin ein Geburtstagsfest mit selbstgebackener Torte ausrichten.

Welche Rolle spielt die Einstellung zu einem partizipativen Miteinander?
Es geht allen Beteiligten um das Erleben von kleinen Freuden im Trott des Alltags. Die Menschen wollen nicht ständig bevormundet werden. Man muss eine partizipatorische Haltung ernst nehmen und sie gut begleiten. Dies betrifft auch die MitarbeiterInnen, die tun dürfen, wofür sie brennen. Beide können und wollen sich dann eher aufeinander einlassen und das Engagement ausleben. Für eine dahingehende Änderung braucht es aber beides, eine Änderung der Haltung und eine organisatorische Umstrukturierung. ✶

Zur Person

Irene Straßer ist Assistenzprofessorin am Institut für Psychologie/Abteilung Entwicklungspsychologie und wissenschaftliche Projektleiterin von „aDeM – Professionelle Betreuung und Pflege für an Demenz erkrankte Menschen" der Diakonie de La Tour. Von der Universität sind an diesem Projekt weiters Till Manderbach, Carmen Payer und Ines Hopfgartner beteiligt. Straßer ist im aktuellen Studienjahr 2018/19 Visiting Assistant Professor an der American University of Paris.



Coaching bedeutet, ein Gespräch zu führen

Eva-Maria Graf forscht an der Schnittstelle zwischen Linguistik und Coaching. Sie interessiert sich dafür, welche kommunikativen Aktivitäten das Beratungsformat ausmachen und welche Paradoxien es aufweist.

Text: *Romy Müller* Foto: *zinkevych/Fotolia*

Während Gespräche in Psychotherapie oder Medizin seit vielen Jahren beforscht werden, ist Coaching ein neuer Forschungsgegenstand in der Linguistik. Dieser Blick auf das Gespräch wiederum fehlt bis dato in der Coachingforschung. Die Forschung der angewandten Linguistin Eva-Maria Graf schlägt eine Brücke und fragt, welche kommunikativen Aktivitäten das Beratungsformat Coaching prägen.

Coaching – jung, boomend, arbeitsweltlich und noch wenig erforscht

„Coaching ist eine relativ junge, jedoch boomende Form personenbezogener Beratung im arbeitsweltlichen Kontext", definiert Graf. „Obwohl sich die Berufsverbände vermehrt um Standards bezüglich Qualität und Ausbildungsanforderungen bemühen, sei Coaching noch nicht institutionalisiert und professionalisiert. Am häufigsten werde Führungskräfte-Coaching eingesetzt für die CEOs großer Unternehmen. Heute fände es aber auch vermehrt auf mittleren und unteren Führungsebenen statt. Daneben etablierten sich auch Formen von Coaching, die sich lebensweltlichen Themen der KlientInnen widmen." In der Regel wird Coaching im beruflichen Kontext von externen Coaches abgewickelt und vom Arbeitgeber bezahlt. Eva-Maria Graf erklärt weiter: „Üblich ist, dass sich Coach und Führungskraft über einen durchschnittlichen Zeitraum von einem halben bis dreiviertel Jahr zu fünf bis zehn Gesprächen mit einer durchschnittlichen Länge von zwei Stunden treffen." Vermehrt werden auch virtuelle Formen des Coaching eingesetzt. Klassische Themen seien Übernahme neuer Führungsaufgaben bzw. Führungsthemen aller Art, Aufarbeiten eines 360°-Feedbacks, berufliche Entscheidungsfindung, Sinnkrisen etc.

Beitrag der Linguistik

Eva-Maria Graf hat im Rahmen ihrer diskursanalytischen Grundlagenforschung zu den Spezifika des Beratungsformats Coaching Folgendes festgestellt: „Coaching realisiert sich schleifenartig in und durch kommunikative Basis-Aktivitäten, nicht aber in einer linearen und schrittweise prozessualen Abfolge von Gesprächsphasen." Dies wird nach wie vor in den Praxisbüchern beschrieben. Im Konkreten haben ihre Analysen die kommunikativen Aktivitäten „Situation definieren", „Beziehung gestalten", „Veränderung ko-konstruieren" und „Coaching evaluieren" ermittelt. Den Kern bildet die Basis-Aktivität „Veränderung ko-konstruieren". Hier bearbeiten die Beteiligten all jene kommunikativen Aufgaben, die dazu dienen, das Anliegen und das Ziel des Coachings zu definieren und diese zu bearbeiten, um mit und für die KlientInnen Lösungen zu erarbeiten und so Veränderung, das oberste Ziel im Coaching, zu ermöglichen.

Paradoxien: Coaching – Diener zweier Herren?

Sowohl in der Praxisliteratur als auch im Coaching selbst geht es immer wieder darum, sich von anderen Formaten wie vor allem der Psychotherapie abzugrenzen. Dies muss es tun, „bei gleichzeitigem Einsatz diskursiver Praktiken und Interventionen aus der Psychotherapie im Zusammenhang mit der Bearbeitung von Emotionen, die auch im Coaching im Zentrum stehen", wie Eva-Maria Graf feststellt. Eine zweite Paradoxie findet sich in der Definition des Coachings als „ergebnisorientierte Selbst-Reflexion". Sie führt dazu aus: „Kritisch betrachtet dient Coaching zwei ‚Herren': den KlientInnen, die als oftmals überlastete, mit sehr viel Verantwortung und ständiger Veränderung kämpfenden ManagerInnen Zeit und Raum zum Reflektieren jenseits des täglichen Führungsalltags bekommen, gleichzeitig aber auch der zahlenden Organisation, die sich von diesen Reflexionsräumen konkret messbare Ergebnisse, das heißt insgesamt eine bessere Performance ihrer Führungskräfte, erwarten." ✶

Zur Person

Eva-Maria Graf ist assoziierte Professorin am Institut für Anglistik und Amerikanistik. In Kürze wird ihre Monographie „*The Pragmatics of Executive Coaching*" bei John Benjamins (Amsterdam) erscheinen, das erste Buch dieser Art in der Linguistik. Sie ist Editor-in-Chief von *Coaching | Theorie & Praxis*, des ersten double-blind peer review open-access Journals zu Coaching im deutschsprachigen Raum.

Game Pics zum Umhängen

Maier

Natascha Rauscher und **Mathias Lux** (Bild) tragen den ersten Bag aus der limitierten Serie Game Pics 2018. Beide haben das bunte Bild aus dem Videogame Stardew Valley für den diesjährigen Game Pics Jam gefertigt: zuerst als vielteiligen Screenshot, dann in Umarbeitung als Schatzkarte. Nach einer Ausstellung in Großformat wurden von diesem und zwei weiteren Game Pics von Jugend am Werk Tragtaschen zum Umhängen genäht, die nun als Einzelstücke bei den Pop-up-Stores der Universität erworben werden können.

Fliegen und Landen

Meixner

Bei der FLUG | SCHAU des UNIKUM Kulturni center univerze am 12., 13. und 14. Oktober begeben sich SchauspielerInnen, bildende KünstlerInnen, TänzerInnen und MusikerInnen mit dem Publikum auf eine inszenierte Reise entlang der Landebahn sowie ins erweiterte Gelände um den Klagenfurter Flughafen. Angeleitet von **Yulia Izmaylova** und **Felix Strasser** (VADA) werden über ein Dutzend KünstlerInnen – darunter **Kurt Palm**, **Anne Bennent** und **Gernot Fischer-Kondratovitsch** (Foto) – mit Poesie und Satire, Irritation und klugem Nonsens den Airport als vielfältige „Landschaft" in ihren historischen, architektonischen, kunstgeschichtlichen und politischen Facetten erleben lassen.

„Windische" Bücher

Bem

1550 erschienen die beiden ersten gedruckten Bücher in slowenischer Sprache, damals noch durchgehend als „Windisch" bezeichnet: ein Katechismus und ein Abecedarium, geschrieben in Ljubljana vom protestantischen Reformer Primož Trubar und gedruckt in Tübingen. Ab 1730 begann in Klagenfurt auch der Verlag Kleinmayr slowenische Bücher zu drucken. Es handelte sich vorwiegend um religiöse Gebrauchsliteratur und Schulbücher, die die Jesuiten für den mehrsprachigen Schulunterricht benötigten. Als Nachdruck erschien auch das von Hieronymus Megiser im 16. Jahrhundert erstellte viersprachige „Windische Dictionarium" (Bild). Die Reihe Kostbarkeiten aus der Bibliothek widmet sich in der Winterausstellung der frühen slowenischen Druckkultur in Kärnten; Details dazu führt am 5. Dezember 2018 der Historiker Theodor Domej aus.

Popper decodiert

„A Quantity of Books, Private Papers and Household Effects" ergibt die Decodierung des Textes, die die Wiener Künstlerin **Natalie Deewan** als Codes-Piktogramme auf die Glaswand vor der Karl-Popper-Sammlung geklebt hat. Genau diese Worte standen auf dem Lieferschein jener Londoner Spedition, die den Nachlass von Karl Popper im Jahr 1995 an die Universität Klagenfurt geliefert hat. Sie stehen als Synonym für Gelehrtheit, Werk, aber auch für die Emigration und Entwurzelung des Philosophen. Verstreut in der Bibliothek finden sich Piktogrammkarten, mit denen Gäste eigene Texte fertigen können.

Piktogramm, Natalie Deewan

Eine Kunstschenkung

Meiner Sterne Nennung heißt es bei Friederike Mayröcker – und bei **Johanes Zechner**. Zechner, der im Frühjahr 2018 seinen Tilly Lab Circle in der Großen Galerie der AAU ausstellte, schenkte der Universität das großformatige Bild aus seinem Mayröcker-Zyklus. Es hat einen prominenten Platz in der Aula des Südtrakts in unmittelbarer Nähe der von Valentin Oman gestalteten Dolmetschkabine gefunden. Rektor Vitouch freut sich über diesen Kunstzuwachs, auch weil die erste Gedichtzeile an das Uni-Motto *per aspera ad astra* erinnert. Letzteres gab auch diesem Magazin den Namen.

Maier

Zur Person

Nora Leitgeb, geboren 1977 in Klagenfurt, studierte Kunstgeschichte und Kulturmanagement an der Karl-Franzens-Universität Graz und arbeitet seit als 1999 Kunsthistorikerin und Kulturmanagerin im Bereich der zeitgenössischen Kunst in Graz und Klagenfurt, seit 2011 als Koordinatorin, Kunstvermittlerin und (seit 2018) kuratorische Assistenz im Kunstraum Lakeside. Zudem ist sie im Vorstand der Lendhauer – Verein zur Belebung des Lendkanals, und externe Lehrbeauftragte an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt.

Zur Person

Franz Thalmair, geboren 1976 in Wels und nun in Wien lebend, studierte Romanistik (Linguistik) in Salzburg, Paris und Barcelona und ist seit 2018 künstlerischer Leiter des Kunstraums Lakeside. Er ist außerdem Co-Leiter des FWF-Forschungsprojekts „originalcopy – Postdigitale Strategien der Aneignung“ und Lehrbeauftragter für TransArts – Transdisziplinäre Kunst an der Universität für angewandte Kunst Wien. Davor war er u. a. Geschäftsführer und Kurator der Secession Wien, Kulturressortleiter bei derStandard.at und betreut(e) zahlreiche kuratorische und editorische Projekte für Kunsträume und Institutionen in mehreren Ländern Europas.

„Wir arbeiten in einem Kunstwerk“

Der knapp 120 m² große Kunstraum Lakeside liegt zu ebener Erde an der Zentralachse des Klagenfurter Lakeside Science & Technology Parks und ist immer einsehbar. Darin wird seit 2005 Gegenwartskunst abseits von Markt und Mainstream gemacht, gezeigt und reflektiert. Die Kunsthistorikerin Nora Leitgeb managt ihn seit 2011, der Kurator Franz Thalmair verantwortet seit Jahresbeginn das Gesamtprogramm. Im Gespräch mit *ad astra* erzählen sie von der speziellen Qualität des Ortes und vom Generieren von Kunst und Publikum.

Text & Interview: *Barbara Maier* Foto: *Arnold Pöschl*

61 Unternehmen, 3 Forschungseinrichtungen, 5 Kinderbetreuungseinrichtungen, 2 gastronomische Betriebe, ein Veranstaltungszentrum und das educational lab sind im Lakeside Science & Technology Park versammelt. Das kleine Silicon Valley ganz nah am Wörthersee mit den Schwerpunkten IKT-Forschung und Entwicklung, Bildung und Gründung bietet derzeit über 1.200 Menschen Arbeits- und Lebensraum. Was an prominenter Stelle vom ersten Tag an auch dabei ist? Der „Kunstraum Lakeside“, ein an die Forschung gekoppeltes Laboratorium für Gegenwartskunst, das im deutschen Sprachraum kein vergleichbares Pendant hat. Die Einrichtung geht auf Erhard Juritsch, Hans Schönegger und Maria Mack zurück, die einen Teil der Mittel für Kunst am Bau in die Einrichtung des Kunstraums und das laufende Programm investiert haben, „damit der entgrenzten Wirtschaft und Hochtechnisierung ein Raum gegenübergestellt wird, in dem Reflexion ausdrücklich gewünscht und gefördert wird.“ Diese nachhaltige Idee ist aufgegangen: Der Kunstraum wurde zwischenzeitlich mit fünf Preisen ausgezeichnet.

Frau Leitgeb, Sie erlebten mit Jahresbeginn den zweiten Kuratorenwechsel. Die ersten zehn Jahre bestimmten Hedwig Saxenhuber und Christian Krawagna das Programm, danach kam Hemma Schmutz. Was wurde bislang geboten?

Nora Leitgeb: Saxenhuber und Krawagna gestalteten mit Bezug auf die unmittelbar nebenan befindliche Universität Klagenfurt ein sehr diskursives Semesterprogramm mit starken thematischen Klammern zu Ökonomie, Arbeit, Mobili-

tät etc. Hemma Schmutz stellte auf Jahresprogramme um, hinterfragte die Rolle eines Kunstraumes am Rande der Stadt und als Teil eines technologischen Großlabors und öffnete den Raum für ein neues Publikum. Wir gingen mit Kooperationsprojekten auch in Kärntner Orte und zur Parallel Vienna. Das hat gut geklappt. Sie ist 2017 wegen der Direktionsübernahme der Museen LENTOS und NORDICO nach Linz gegangen.

Mit Franz Thalmair verschiebt sich die Schwerpunktsetzung erneut. Der gebürtige Oberösterreicher arbeitet als Autor, Herausgeber und Kurator in Wien und lehrt an der Angewandten. Herr Thalmair, kennt man den Kunstraum in Wien überhaupt? Und warum haben Sie sich dafür beworben?

Franz Thalmair: In Wien kennen ihn viele. Der Kunstraum Lakeside hat einen sehr guten Namen, nur hierher kommen – bis jetzt – nur wenige. Was mich für die Bewerbung sehr gereizt hat, ist die unmittelbare Nachbarschaft zur Universität. Einen solchen Spannungsbogen, räumlich wie inhaltlich, gibt es in Österreich nur hier. Ich wurde auch zur Lehre im neuen Masterstudium Visuelle Kultur an der AAU eingeladen, wo ich mit den Studierenden anhand des Modells „Kunstraum Lakeside“ erarbeiten möchte, wie ihr Studium in einem Arbeitskontext aussehen könnte.

Welches Konzept setzen Sie in den ersten drei Jahren um?

Thalmair: Eine Mischform. Wir machen nun ein an Semester angepasstes Jahresprogramm mit kurzer Sommerpause. Es gibt jeweils vier Ausstellungen und vier Statements. Die inhaltliche Ausrichtung orientiert sich ganz am Ort. Da hier die drei Felder Forschung & Entwicklung, Universität und Kunst zusammenkommen, finde ich es fast zwingend, sich auch mit künstlerischer Forschung auseinanderzusetzen. Unter dieser thematischen Klammer werden Begriffe wie Recherche, Prozess und Netzwerk verhandelt. Den meisten KünstlerInnen geht es stärker um den Prozess und weniger um das Endprodukt – um Methode, Strategie, Erfahrung und Erprobung.

An wen richtet sich das neue Ausstellungsformat Statements, das Sie beide gemeinsam kuratieren?

Leitgeb: Für dieses performative und diskursive Format werden auch ausdrücklich Kunstschaffende vor Ort zur Beteiligung aufgerufen. 73 Einreichungen brachte die erste Ausschreibung, die immer im Jänner passiert. Die Jury ist neben uns mit zwei weiteren KollegInnen aus Kärnten besetzt, eine/r davon ein Künstler bzw. eine Künstlerin. 2018 waren das Eric Kressnig und Christine Wetzlinger-Grundnig, 2019 werden es Markus Waitschacher und Inge Vavra sein.

Die allererste Ausstellung 2005 war der Kunstraum und seine Einrichtung selbst. Sie stammt vom Oberkärntner Künstler Josef Dabernig. Spielt der Raum eine Rolle?

Thalmair: Ja, eine gewichtige. Wir arbeiten in einem Kunstwerk! Deshalb haben wir den Raum wieder in den Ursprungszustand zurückgeführt. Es gibt keine Fensterbeschriftung mehr und keine Vorhänge wie bisher. Der Blick hinein soll durch nichts verstellt werden – außer durch Kunst. Die vordere Glaswand ist gleichzeitig Kunstdisplay und wurde bei den beiden ersten Ausstellungen bereits als solches verwendet.

Leitgeb: Mit seiner mobilen Ausstattung kommt der Raum den verschiedenen Ansprüchen der Ausstellungen entgegen. Dabernig hat ihn als diskursiven Prozess- und Produktionsraum geplant und keinen White Cube geschaffen. Hier werden ja auch Positionen gezeigt, die am Markt nicht oder noch nicht verankert sind.

Thalmair: Oder auch gar nicht verankerbar sind. Das ist in einem Raum wie dem Kunstraum Lakeside, der auf Reflexion angelegt ist, auch gar nicht notwendig.

Um dem künstlerischen Geschehen Nachhaltigkeit zu geben, sind zu den bisherigen Ausstellungen gedruckte Hefte und Flyer produziert worden. Was wird von den Ausstellungen der aktuellen Programmperiode bleiben?

Thalmair: Es entsteht für jede Saison ein Buch, das von KünstlerInnen mitgestaltet und von einer Person aus der Kulturtheorie inhaltlich begleitet wird. Aktuell stehen wir von Karin Harrasser, Kulturwissenschaftlerin an der Kunstuniversität Linz, unter „kritischer Beobachtung“. Damit wird der hier betriebenen künstlerischen Forschung eine weitere reflexive Schleife nachgespannt.

Wie halten es andere Technologieparks mit temporärer Kunstpräsentation und wie wichtig sind Gäste?

Leitgeb: Andere Technologieparks im deutschsprachigen Raum führen eine herkömmliche Kunstgalerie oder sie zeigen Werke von den Menschen, die im Park beschäftigt sind. In unserem Kunstraum wird Kunst hergestellt, wobei der Kunstmarkt außen vor bleibt. Glücklicherweise gibt es keinen Quotendruck. Das Budget ist nicht vorrangig von Zahlen abhängig. Wir haben ein sehr interessiertes Stammpublikum, und mit dem neuen Programm kommen wieder neue Gäste dazu.

Kunst ist bekanntermaßen nicht jedermanns Sache. Was sind hier die Hemmschwellen?

Leitgeb: Das hängt mit dem Umfeld zusammen. Im Lendhafen etwa, wo ich auch kuratorisch tätig bin, kommt das Publikum fast von selbst. Kunst kann im Kontext mit Konzerten und einem Café im öffentlichen Raum erfahren werden. Hier sind die Bedingungen anders. Das Publikum kommt von der Universität, von außerhalb des Parks und einige kommen von hier. Obwohl der Kunstraum von den hier beschäftigen Menschen begrüßt wird, scheint das Betreten wie bei anderen Kunstinstitutionen auch eine Hemmschwelle zu sein. Viele sind es einfach nicht gewohnt, einen Kunstort zu besuchen. Einmal wurde sogar vermutet, hier würden teure Kunstobjekte verkauft.

Der Kunstraum erhielt bereits vier Maecenas-Preise und 2011 den Bank Austria Kunstpreis in der Kategorie Kunstvermittlung. Das sind schöne Auszeichnungen für die bisherige Arbeit. Was dürfen sich potenzielle BesucherInnen erwarten?

Leitgeb: Der Kunstraum ist weder Kunstgalerie noch Elitekunsttempel. Das Programm ist abwechslungsreich und anregend. Ein Besuch kann ein nutzbringendes Reflexionsmoment sein und bereichernd wirken. Und auf Wunsch gibt es aktive Vermittlung.

Thalmair: Man braucht sich nur darauf einlassen. Der Eintritt ist frei! ✶

PROGRAMM WS 2018/19

Joséphine Kaeppelin, 27. 9. – 2. 11. 2018
und | oder — aber, Gruppenausstellung, 13. 11. – 21. 12. 2018
Statement #03 | Alfredo Barsuglia, Performance, 17 .1. 2019
Statement #04 | Markus Hanakam & Roswitha Schuller, Performance, 24. 1. 2019

www.lakeside-kunstraum.at

Olaf Osten und der Horizont

Fernsehen 047

Der aus Norddeutschland stammende und in Wien lebende Künstler und Grafiker Olaf Osten braucht Bewegung, Überraschungen und immer neue Horizonte. Im Herbst 2018 stellt er Arbeiten aus mehreren seiner Serien in der Großen Galerie der Alpen-Adria-Universität aus. Für *ad astra* unternahm er eine Bilderreise.

Text: *Barbara Maier* Fotos: *Olaf Osten (Kunstwerke) & Ida Osten (Porträtfoto)*

Olaf Osten ist viel unterwegs und nie ohne einen abgelaufenen Taschenkalender anzutreffen, den er im Falle eines vor ihm auftauchenden Motivs aufklappt und darin mit den auch immer parat gehaltenen Schwarzstiften das Motiv skizziert: *Ich reagiere auf das, was mich anspringt. Sozusagen wie eine organische Kamera.* Für eine Zeichnung benötigt er maximal drei bis fünf Minuten, solange muss er sich eine bestimmte Position merken. Die Details kommen erst im Atelier dazu.

Bislang sind in der Serie „Pendeln" rund 250 verschiedene Zeichnungen entstanden. Was sie eint: Der alte Kalenderdruck und die früheren Einträge im Hintergrund stehen nun Kopf. Da sich die Heftchen durch Bindung und Kleinformatigkeit für Ausstellungen nicht gut eignen, verfertigt Osten Scans und lässt sie in einer begrenzten Anzahl drucken. Von jeder Doppelseite existieren fünf Foto-Editionen in verschiedenen Größen, die je nach den räumlichen Gegebenheiten ausgestellt werden.

Die Vergrößerung ist Teil seines Konzepts, *weil sie Überraschungen bringt*. Er spielt gerne mit Ausschnitten, die sich erst aus der Distanz erschließen. *Je größer die Arbeit, desto interessanter. Gestische Zeichnungen wirken aus der Nähe fast ungegenständlich, mit etwas Abstand werden sie konkreter.*

Pendeln 187

Das Bild Nachtzug („Pendeln 187 / Berlin-Wien, Nachtzug 2015") entstand im Stehen in einem alten tschechischen Waggon während der Fahrt entlang der Elbe. Mehr als die Skizze und ein schnelles Handyfoto für die Details waren in der Geschwindigkeit nicht möglich: *Wichtig ist der Schnappschuss, und dass alles steht. Wenn die Bewegung an sich im ersten Moment festgehalten ist, gibt es bei der Forstsetzung im Atelier keine Probleme, die Details zu ergänzen, ohne dass die Bewegung verloren geht.*

Das Pendeln zwischen den Orten bezeichnet für Osten das *Dazwischen*, aber auch den Zustand seines physisch-statischen Seins in Ruhe und in Bewegung. Am Beginn der Serie *Pendeln* hat Osten konsequent nur in Wien und in Hamburg, Orte, die für ihn eine wichtige Rolle spielen, gezeichnet. Die Bilder von den Schauplätzen da wie dort zeigte er dann nebeneinander, bis sich beide Orte zu vermischen begannen: *Diese Vermischung von lokalen Identitäten hat mich interessiert.* Mittlerweile gibt es aber nicht mehr nur diese beiden Städte. Nach und nach hat sich die Serie örtlich und räumlich erweitert.

Eine andere Erweiterung brachten ihm

Landkarten im Kalenderappendix, die er eines Tages auch zu überzeichnen begann: *Mir wurde klar, dass kartographierter Raum genauso interessant ist wie die Arbeit auf der Zeitzone. Ich kann über Räume miterzählen*. Seitdem sucht er explizit Atlanten und Landkarten und kauft gebrauchte, häufig veraltete Schulkarten oder auch neue. Die Produktionsart und die Farben der Karten sind für Osten wichtig.

Seine *Genervtheit angesichts der aktuellen politischen Turbulenzen* in Europa und weltweit spiegelt sich in seinen Überzeichnungen regelmäßig wider. Auf den politischen Landkarten besitzt jedes Land eine andere Farbe, doch die Grenzen haben keine Beständigkeit: *Die EU-Grenzen waren schon einmal aufgelöst, nun sind sie wieder ein bisschen da. Was ist für wen identitätsstiftend? Die Möglichkeiten offen zu halten, das ist es für mich*. Und das realisiert Osten auf der Karte.

Pendeln 192

Auf „Pendeln 192 / Europa, Draußen, 2015“ hat er die Namen der Länder gestrichen und nur die Städte belassen, *denn diese sind beständiger als Länder*. Die Stadt Lemberg etwa, wo die Bürgerinnen einer Generation drei Staatsbürgerschaften annehmen mussten. Diese Zugehörigkeitsproblematik gibt es bei Deutschen und Dänen genauso wie im Elsass, in Ungarn oder der Slowakei. *Katalonien kennt jeder, weil es gerade aktuell war. Doch alles ist in Bewegung. Man muss sich ja auch als Mensch immer wieder neu verorten*.

Der Naturbezug war Osten immer schon wichtig. Er ist am Stadtrand von Lübeck *auf dem Fahrrad, im Fluss und im Wald groß geworden. Als Kind mit allem versorgt, hat mir trotzdem etwas nicht Benennbares gefehlt*. Das Fehlende hat ihn weggehen, zum Studium nach Hildesheim und Dublin und per Autostopp oder Rad durch die Welt reisen lassen. Schließlich ist er 1997 in Wien gelandet: *An der Stadt hat mir gut getan, dass das kulturelle Interesse weiter in den Mainstream der Gesellschaft reicht, als etwa in Lübeck oder Hamburg*.

Gebiet 06

Unweit seines Ateliers *auf meinem Dorfplatz*, dem Sobieskiplatz im 9. Bezirk, steht eine Platane mit einer riesigen Krone (Gebiet 06). Sie gibt Osten *ein Gefühl des Nachhausekommens*. Dorthin zieht er sich von der Arbeit zurück. *Ich habe immer schon den Eindruck, dass dieser Baum mich beschützt. Es ist wohl kein Zufall, dass er in der Zeichnung das Format sprengt*.

Bäume bilden innerhalb von Ostens Arbeit einen eigenen Werkblock. *Bäume wechseln ihren Ort nie*. Für Osten ist ein Baum ein gutes Mittel, um das Bleiben zu zeigen und die Stärke der Natur. Bäume bilden aber auch einen Raum und eine Bewegungssituation: *Ich komme immer wieder darauf, dass dann doch alles mit Bewegung zu tun hat, auch wenn eine Situation zuerst einmal statisch wirkt*.

In Ostens Serie *Pendeln* lassen sich überall persönliche Referenzen finden. Er hat sich nach langen Jahren des Umherziehens für das Bleiben an einem Ort entschieden und eine Familie gegründet. *Ich wollte anders reisen, wollte mit Kindern das Sehen neu lernen und für jemand da sein. Mir wurde klar, dass ich keinen fixen anderen Ort, sondern Überraschungen möchte*. Und: Familie sei manchmal *schwieriger als eine Wüstendurchquerung ganz alleine*, sagt Osten. Dennoch möchte er Familie und Arbeit nicht trennen, sondern *lieber in einem ganzheitlichen Weltbild leben*.

Diese fixe, mittlerweile erweiterte Patchworkkonstellation mit zwei Kindern gibt ihm Stabilität. *Ohne diese wäre meine Arbeit viel schwieriger. Vielleicht ist die Familie mein eigener Baum, den ich regelmäßig gieße*.

Zurzeit entdeckt Osten das Malen wieder. Aus früheren Jahren existieren *eine Handvoll Porträts*, und viele Horizontbilder, klassisch in Öl gearbeitet. Der Horizont ist ein Kontinuum in seiner Arbeit, der malerischen wie der zeichnerischen und in seinen Filmen. *Horizont gilt auch als Wortschöpfung, als ironischer Begriff, der sich durch Medien zieht*. Osten, der für seine grafischen Kooperationen z. B. mit den Wiener Festwochen oder dem Impulstanzfestival auch viel am PC arbeitet, genießt das Offline-Sein und das Medium Ölfarbe: *Es ist wieder da! Dieser Geruch, der Ölduft und die Straße als Motiv. Und das Bewusstsein, dass mir etwas gefehlt hat*. ✳

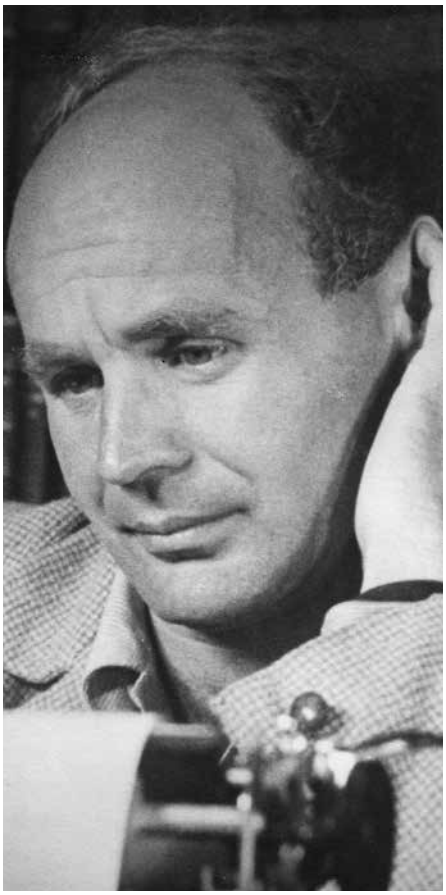
Zur Person

Der 1972 in Lübeck geborene Künstler studierte Grafik-Design an der Hochschule für angewandte Wissenschaft und Kunst in Hildesheim und am Dun Laoghaire College of Art & Design in Dublin.

Ostens Arbeiten sind unter anderem im Besitz des International Peace Institute, des Wien Museums und des österreichischen Bundeskanzleramts. Er ist als Zeichner regelmäßig interdisziplinär tätig. Zu seinen Projektpartnern zählen u. a. die Wiener Festwochen, das Museum moderner Kunst Stiftung Ludwig Wien/mumok und das Impulstanz-Festival. 2012 erhielt er gemeinsam mit Ernst Logar den Staatspreis *Schönste Bücher Österreichs*. Olaf Osten ist Künstler der Wiener Galerie bäckerstraße4.

Die Ausstellung *Olaf Osten – Pendeln* wird vom 21. November bis 19. Dezember 2018 in der Großen Galerie der Alpen-Adria-Universität zu sehen sein.

Farbholzschnitt von Zhang Daqian (1899-1983), Faksimile von 1953 (Exemplar Buttinger)



Joseph Buttinger

Joseph Buttinger und seine = *unsere* Bibliothek

1971 schenkte Joseph Buttinger seine große Bibliothek im Umfang von rund 50.000 Werken der gerade erst gegründeten Klagenfurter Hochschule. Die Reihe Kostbarkeiten aus der Bibliothek widmet dem in die USA ausgewanderten österreichischen Sozialdemokraten und Schriftsteller die 15. Ausstellung.

Text: *Barbara Maier* Fotos: *Andrea Bem (Repro) & DÖW*

„Ich habe mich davon überzeugt, dass die von mir in 30 Jahren gesammelten Bücher nun in guten Händen sind und den Zwecken dienen werden, für die sie von Anfang an bestimmt waren“, so schreibt Buttinger am 1. November 1971 an den Direktor der Bundesstaatlichen Studienbibliothek in Klagenfurt und bedankt sich für „die großartige und in so kurzer Zeit vollbrachte Leistung“ der Aufstellung von rund 50.000 Bänden. Diese waren in zwei Containern über den Atlantik verschifft und in sechs LKW-Fuhren am 25. Juni 1971 in die Kaufmanngasse, dem ersten Standort der Uni-Bibliothek, gebracht worden.

Schon in den 1920er-Jahren begann Joseph Buttinger Bücher zu sammeln. Sein Interesse galt dem Sozialismus und der Arbeiterbewegung, aber er sammelte auch deutsche Klassiker und Werke über Geschichte, Naturwissenschaft, Philosophie und Psychologie. Die erste Büchersammlung ging auf der Flucht verloren. In den USA baute er gemeinsam mit seiner Frau, die er im Widerstandskampf in Wien kennengelernt hatte, eine neue Bibliothek auf. Sein Ziel war es, den zumeist mittellosen österreichischen und deutschen Immigranten eine allgemeine deutsche Studienbibliothek zur Verfügung zu stellen, damit diese ihre Forschungen in den USA fortsetzen konnten. So entstanden neben einer außergewöhnlichen Socialistica-Sammlung auch Blöcke zu Goethe, Karl Kraus oder den frühen sozialistischen Kommunen in Amerika sowie eine Sammlung von exquisiten Kunstbänden und ab 1955 eine über Vietnam.

Buttingers Leben war vom Kampf für den Sozialismus und gegen den Faschismus bestimmt. Bruno Kreisky bezeichnete ihn als einen „Helden, der es, wenn er nach Österreich zurückgekehrt wäre, wahrscheinlich zum Bundeskanzler gebracht hätte“. 1906 in Bayern geboren und in ärmlichen Verhältnissen in Oberösterreich aufgewachsen, fand Buttinger Anschluss an die Sozialdemokratie und kam mit 20 Jahren als Mitarbeiter der Kinderfreunde nach St. Veit an der Glan. Bald Bezirkssekretär der Partei, begann er sich gegen die nationalsozialistische Bewegung zu engagieren. Nach dem Parteiverbot 1934 organisierte Buttinger die illegalisierte sozialistische Bewegung, wurde Landesleiter der Revolutionären Sozialisten, verbüßte eine Haftstrafe in Villach, ging nach Wien und wurde 1935 Obmann der Revolutionären Sozialisten Österreichs. Nach dem Anschluss 1938 flüchtete er nach Paris und wurde dort Vorsitzender der neu gegründeten „Auslandsvertretung der österreichischen Sozialisten“.

Ende 1939 emigrierte er mit seiner Frau in die USA, wo sich beide über viele Jahre im International Rescue Comittee engagierten. Im Jahre 1942 zog er sich aus der Politik zurück und widmete sich geschichtlichen Studien. Er veröffentlichte mehrere Bücher, darunter eines zum Scheitern der österreichischen Sozialdemokratie in der Zwischenkriegszeit. 1992 starb Buttinger 85-jährig in New York.

Im Jahr 1971 umfasste der Bestand der Klagenfurter Studienbibliothek 60.000 Werke. Mit dem Vermächtnis Buttingers wurde dieser mit einem Schlag fast verdoppelt. Mit seiner Literatur war der fachwissenschaftliche Grundstock für die Universitätsbibliothek gelegt und dient seitdem der Forschung und der Lehre. Der Staat Österreich dankte Joseph Buttinger mit dem Großen Goldenen Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik und die Universität Klagenfurt mit dem Ehrendoktorat.

Die Ausstellung zu Joseph Buttinger wird vom 3. Oktober bis 30. November 2018 im Zeitschriftenlesesesaal der Universitätsbibliothek gezeigt. ✶

Neuer Universitätsrat

Der neue Universitätsrat wird für die nächsten fünf Jahre die fortschreitende Entwicklung der Universität Klagenfurt unterstützen. Im April wurde **Werner Wutscher**, links im Bild, zum Vorsitzenden gewählt (siehe ausführliches Interview auf Seite 64). Weitere Mitglieder sind (von links): **Gundel Perschler, Bernd Stöckl, Brigitta Busch, Stefan Perner, Gabriele Anderst-Kotsis** und **Hermann Kopetz.**

Neu berufen

„Mich fasziniert an meiner Forschung, wie Urteile und Entscheidungen getroffen werden, wobei besonders die Auswirkung von Emotionen auf die Informationsverarbeitung im Fokus stehen. Dies ermöglicht, einen Beitrag zu relevanten Fragestellungen unserer Gesellschaft zu leisten.“

Stephan Dickert, geboren in Essen, studierte Psychologie an der University of California in Los Angeles. An der University of Oregon absolvierte er 2003 den Masterabschluss und 2008 folgte der PhD in Psychologie. Vor seiner Berufung war er Research Fellow am Max-Planck-Institut, Assistant Professor an der Linköping University in Schweden sowie an der WU Wien und als Associate Professor an der Queen Mary University in London.

Stephan Dickert ist seit Mai 2018 Professor für Allgemeine Psychologie und Kognitionsforschung am Institut für Psychologie.

Neu berufen

„Mich fasziniert an meinem Forschungsgebiet, dass wir zwar den Zufall modellieren, dann aber mithilfe mathematischer Methoden exakte Aussagen darüber treffen können."

Michæla Szölgyenyi, geboren in Linz, studierte Industriemathematik an der Johannes Kepler Universität Linz, wo sie 2015 zur Doktorin der Mathematik promovierte. Vor ihrer Berufung an die AAU war sie von 2011 bis 2015 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der JKU Linz, von 2015 bis 2017 Post-doc am Institut für Statistik und Mathematik der WU Wien und von 2017 bis 2018 Post-doc an der ETH Zürich am Seminar für Angewandte Mathematik und am RiskLab Switzerland.

Michaela Szölgyenyi ist seit September 2018 Professorin für Stochastische Prozesse am Institut für Statistik.

Neu berufen

„Mehrsprachigkeit ist allgegenwärtig und historisch konstitutiv für den Alpen-Adria-Raum. Sie betrifft den Einzelnen, ist aber oft auch ein Politikum. Warum bewundern wir polyglotte Menschen, fürchten uns aber vor dem Turmbau zu Babel? Spannend!“

Luca Melchior, geboren in Pordenone (Italien), studierte Germanistik und Rumänische Sprach- und Literaturwissenschaft an der Universität in Udine. 2008 folgte die Promotion in romanischer Sprachwissenschaft an der LMU München und an der Universität Udine. Von 2009 bis 2013 und von 2014 bis 2018 war er Assistent am Institut für Romanistik der Universität Graz und von 2012 bis 2016 wirkte er am FWF-Projekt „Netzwerk des Wissens“ (Institut für Sprachwissenschaft, KFU Graz) mit.

Luca Melchior ist seit September 2018 Professor für Mehrsprachigkeit am Institut für Kulturanalyse.

„Ich habe mir das hart erarbeitet“

Jennifer Simonjan arbeitet an Kameranetzwerken. Im Gespräch mit *ad astra* erzählt sie, warum sie sich nicht vor allgegenwärtiger Kameraüberwachung fürchtet, was sie zuletzt in Atlanta über Nanokameras gelernt hat und wie sie es als First-Generation-Studierende aus einem wenig technikaffinen Umfeld an ihre derzeitige Stelle geschafft hat.

Text: *Romy Müller* Foto: *Daniel Bruckner*

Lange habe nichts darauf hingedeutet, dass aus Jennifer Simonjan eine Technikerin werden könnte, erzählt uns die Universitätsassistentin beim Interview. Sie habe weder früh einen Computer gehabt noch sei sie viel vor PC-Spielen gesessen. Ihre Eltern, der bulgarische Vater lebt in Deutschland und die österreichische Mutter in Kärnten, haben keinen akademischen Background. In der Schule bemerkte Simonjan trotzdem bald: „Mathematik fällt mir leicht." Sie hat sich dann nach ihrer HBLA-Matura für das Studium der Informationstechnik in Klagenfurt entschieden. Was dann folgte, war „harte Arbeit": „In den ersten drei Semestern habe ich in den Kursen, in denen viele HTL-AbsolventInnen saßen, so gut wie nichts verstanden. Aber irgendwann ist der berühmte Knopf aufgegangen und mir wurden die größeren Zusammenhänge klar. Seither macht mir mein Fach Spaß und ich könnte mir nicht vorstellen, etwas anderes zu tun."

Jennifer Simonjan arbeitet heute als Universitätsassistentin in der Arbeitsgruppe von Bernhard Rinner am Institut für Vernetzte und Eingebettete Systeme. Ihr Schwerpunkt sind Kameranetzwerke, in denen die Kameras miteinander kommunizieren, um gemeinsame Ziele zu erreichen. „Nehmen wir als Beispiel einen Tierpark. Der Betreiber möchte wissen, wo sich die Tiere wann aufhalten. Nun kann man dazu 50 Kameras in diesem Tierpark aufhängen. Ziel meiner Arbeit zur Lokalisierung in Kameranetzwerken ist es nun, dass die Kameras selbst herausfinden: Wer ist mein Nachbar? Wem kann ich Aufgaben übertragen? Wer schaut wohin? Solche Technologien sollen die Installation von Kameranetzwerken erleichtern."

Um dazu zu forschen, hat Simonjan zu Beginn einen Simulator gebaut, der es ihr ermöglicht, Algorithmen für die Kameranetzwerke zu testen. Im letzten Jahr hat sie dann am so genannten Kalibrierungsalgorithmus gearbeitet, der die Nachbarschaftsbeziehungen im Kameranetzwerk optimal berechnet. Gefragt danach, ob sie eine Welt voller Kameraüberwachung nicht beunruhigend findet, meint sie: „Ich fühle mich davon nicht bedroht. Unsere Forschungsgruppe arbeitet an dem Schutz der Privatsphäre in Kameras. Es geht darum, dass die Bilder die Kamera gar nicht mehr verlassen, sondern beispielsweise nur melden, wenn etwas auffällig ist. Sinnvoll einsetzbar ist das beispielsweise bei Technologien, die älteren Menschen das gefahrlose Verbleiben in ihren eigenen Wohnräumlichkeiten ermöglichen. Fällt jemand um und steht länger nicht auf, kann die Kamera diese Information an die Angehörigen weitergeben."

Zuletzt kam noch ein weiteres Forschungsgebiet für Jennifer Simonjan hinzu, verbrachte sie doch drei Monate an der Elite-Uni Georgia Institute of Technology in Atlanta, die sie nicht nur durch ihre Größe, sondern auch durch ihr umfassendes studienbeitragsfinanziertes Angebot für Studierende faszinierte. Dort beschäftigte sich ihre Forschungsgruppe unter anderem mit Nanokameras, also Kameras, die dünner als ein Haar sind. Derzeit gibt es in dem Feld noch nichts Marktreifes; Simonjan geht aber davon aus, dass vor allem die medizinische Zukunft diesen extrem kleinen Kameras gehören wird.

Ihr Doktorat will Jennifer Simonjan im nächsten Jahr abgeschlossen haben. Was danach kommt, ist noch offen: „Ich bin mir noch nicht ganz sicher, was genau ich als nächstes machen will. Aber klar ist, dass ich in der Forschung – sei es an einer Universität oder an einem externen Institut – bleiben möchte." Welche Möglichkeiten sich einem eröffnen, hänge dabei immer auch davon ab, inwiefern man bereit ist, in fast jede Ecke dieser Welt zu übersiedeln. Für Simonjan ist klar: „Für einen begrenzten Zeitraum kann ich überall hingehen. Ich liebe den internationalen Austausch, und es ist für mich unfassbar spannend, die grenzenlose akademische Welt kennenzulernen. Aber: Ein Haus will ich irgendwann hier in Kärnten bauen."

In ihrem Forschungsgebiet gibt es noch scheinbar grenzenlose Möglichkeiten, die es zu entdecken gilt. Wer aber glaubt, dass es in einem Umfeld, in dem die Technischen Fakultäten stets danach trachten, (Frauen-)Quoten zu erfüllen, für eine junge Frau leichter wäre, irrt: „So mancher glaubt, man bekommt alles geschenkt. Ich habe mir das hart erarbeitet. Und leider frage ich mich nun bei Angeboten oftmals: Bin ich als Technikerin oder bin ich als weibliche Technikerin gemeint? Am Ende zählt jedoch immer gute wissenschaftliche Arbeit." ✳

Auf ein paar Worte mit …

… *Jennifer Simonjan*

Was wären Sie geworden, wenn Sie nicht Wissenschaftlerin geworden wären?
Wahrscheinlich etwas im Bereich des Künstlerischen (z. B. Schauspiel) oder des Organisatorischen (z. B. Event-Management)

Verstehen Ihre Eltern, woran Sie arbeiten?
Ich denke, auf einem abstrakten Level schon. Wenn nicht, werde ich ihnen diesen Artikel unter die Morgenlektüre schummeln.

Was machen Sie im Büro morgens als erstes?
Kaffee trinken & E-Mails lesen

Machen Sie richtig Urlaub? Ohne an Ihre Arbeit zu denken?
Ganz ohne an die Arbeit zu denken, über die Dissertation zu grübeln oder für KollegInnen & Studierende per Mail erreichbar zu sein, geht es bei mir nicht. Ich kann mich trotzdem sehr gut entspannen und richtig Urlaub machen.

Was bringt Sie in Rage?
Schlechter Kaffee & Fehlkommunikation

Und was beruhigt Sie?
Zeit mit Freunden oder Familie zu verbringen

Wer ist für Sie die/der größte WissenschaftlerIn der Geschichte und warum?
Es gibt viele sehr herausragende WissenschaftlerInnen, die mich schon, als ich in der Schule über sie lernte, fasziniert haben. Am bemerkenswertesten finde ich jene, die trotz geringen Mitteln Großes geleistet haben und darüber hinaus ihre Menschlichkeit nicht verloren haben.

Wofür schämen Sie sich?
Für meine Angst vor negativen Antworten

Wovor fürchten Sie sich?
Menschen, die mir wichtig sind, zu verlieren und falsche Entscheidungen zu treffen

Worauf freuen Sie sich?
Die ganze Welt zu entdecken, spannende Begegnungen zu machen und herauszufinden, was das Leben noch alles bereithält

Im Kosmos von *Johann Eder*

Aufzeichnung: *Barbara Maier* Foto: *Daniel Waschnig*

Mein Kosmos ist das Reisen und der Bahnhof ein Synonym für das Unterwegssein. Mich treibt die Lust auf Neues. Ich bin bereit für Überraschungen und möchte etwas über mich selbst erfahren. Wir Forscher sind ja Heureka-Junkies.

Ich erinnere mich an meinen ersten Besuch von Venedig. Der Markusdom hat so gar nicht zu meinem Konzept von Kirche, wie ich es aus Oberösterreich gekannt hatte, entsprochen. Das Neue ermöglicht erst zu überlegen, dass das, was man für selbstverständlich hält, auch ganz anders sein kann.

Ich bin beruflich sehr viel unterwegs. In meiner 13-jährigen Zeit als Referent und Vizepräsident des FWF bin ich viel nach Wien gependelt, während die Familie in Klagenfurt war. Ich reise auch privat sehr gerne. Die bevorzugten Zielorte liegen in Europa, Südostasien und den USA.

Wenn man viel mit dem Spielbein arbeitet, braucht man auch ein gutes Standbein: Das ist meine Familie, mein emotionaler Fixpunkt. Als Professor bin ich ein Frühberufener, als Vater ein Spätberufener: Meine Tochter macht in einem Jahr Matura. Die Formulierung Work-Life-Balance mag ich gar nicht. Meine Arbeit ist ein wichtiger Teil des Lebens. Ich habe den richtigen Beruf für mich gefunden.

In gehe gerne ins Theater, schaue mir Ausstellungen an. Bei Kulturreisen bevorzuge ich mittlerweile Sekundärziele. Vicenza etwa ist eine wunderschöne Stadt, Verona dagegen zu überlaufen. Die Toskana mag ich besonders. Wir wohnen dort gerne in einem kleinen Hotel in einem geschmackvoll renovierten Landsitz von Florentiner Edelleuten mit Blick auf San Gimignano, schlafen unter Fresken aus dem 16. Jahrhundert und benutzen die moderne Aus-

stattung. Diese Brüche gefallen mir – wie überhaupt die Frührenaissance. Der Humanismus führte die Menschen zu einem völligen Perspektivenwechsel. In der Kirche von San Gimignano gibt es ein Gemälde aus der Frührenaissance, in dem sich der Maler in der Perspektive versucht, auch wenn sie ihm an manchen Stellen noch nicht recht gelingt. Ich bewundere dieses Ringen um neue Ausdrucksmöglichkeiten.

Die zweite Kunstperiode, die mich sehr interessiert, ist die Klassische Moderne bis weit herauf in das 20. Jahrhundert, der Bruch von der Perfektion der strengen akademischen Malerei und weg vom Fensterausschnitt. Zum Glück sind meine Frau und meine Tochter auch so kunstaffin. Einmal im Jahr mache ich einen Ausflug nur mit meiner Tochter. Heuer waren wir in Paris – und gleich in fünf Museen. Im Musée de l'Orangerie wurde gerade die Rezeption von Claude Monet Nymphéas-Zyklus durch abstrakte US-KünstlerInnen gezeigt. Ich finde derartige Gegenüberstellungen aufschlussreich und total anregend. Der Kontrast baut Spannung auf und lässt mich Neues wahrnehmen.

Mein Zugang zur Kunst ist sehr subjektiv. Mich sprechen ganz unterschiedliche Bilder an. In meinem Büro hatte ich lange Zeit Werke von Otto Zitko und Heimo Zobernig hängen. Jetzt bleibt die Wand einmal für zwei Jahre weiß. Bis vor kurzem hatten wir hier am Institut Arbeiten aus der Sammlung der Universität für angewandte Kunst in Wien hängen. Meine Idee war es, Technik- und Mathematikstudierende mit zeitgenössischer Kunst zu konfrontieren und durch den Blick auf etwas völlig anderes aus gedanklichen Sackgassen zu helfen.

Ich finde, dass die Zukunft offen ist. Wissenschaft ist nicht die endgültige Wahrheit, sondern die Suche nach Wahrheiten. Ich glaube fest daran, dass es Konfrontationen und Energie von außen braucht, um Neues zu schaffen. Organisationen, die sich nicht mit irgendetwas außerhalb des Systems in Beziehung setzen müssen, fehlt ein Korrektiv. Es ist schon gut, dass es Menschen gibt, die die stabilitas loci hochhalten. Für mich gilt das nicht. Da werde ich unrund und kribbelig. ✶

Zur Person

Geboren:
1958 in Wels, Oberösterreich

Beruf:
Universitätsprofessor für Angewandte Informatik

Ausbildung:
Studium der Informatik an der Johannes Kepler Universität Linz

Kosmos:
Auf Reisen. Am Startpunkt Bahnhof Klagenfurt West, 8. Juni 2018

Aus der Praxis

Die Podiumsdiskussion „Karrierewege“ ist Austausch- und Vernetzungsplattform für Studierende und AbsolventInnen der AAU und widmet sich in diesem Semester dem Bereich „HR // Recruiting // Talent Marketing“. Erfolgreiche Absolventinnen und Absolventen berichten von ihrem Berufseinstieg, ihren Erfahrungen aus der Praxis und geben Studierenden individuelle Tipps und Ratschläge für ihre Berufsplanung. Die Karrierewege finden in Kooperation mit der ÖH Klagenfurt/Celovec statt.

Jan Thomas Thude

4. Dezember 2018 | 17.00 Uhr
Anmeldung: alumni@aau.at

Wissen weitertragen

Das Weiterbildungsprogramm für Absolventinnnen und Absolventen der Universität Klagenfurt reicht von Workshops zu Soft-Skill-Themen wie (Selbst-)Präsentation, Rhetorik oder Führung über Seminare zu Fachthemen wie Projektmanagement bis hin zu IT-Kursen wie Adobe Photoshop, In-Design oder SPSS.

Weiterbildungsprogramm für AbsolventInnen // Wintersemester 2018
www.aau.at/alumni

Jüngster Doktorats-Absolvent

Müller

Mit 15 Jahren beginnt **Benjamin Hackl**, parallel zur Schule, mit dem Studium der Technischen Mathematik. Mit 20 Jahren schließt er sein Masterstudium ab. Heute ist er 24 und der jüngste Doktoratsabsolvent der Universität Klagenfurt. Nach Abschluss seines Masterstudiums hat er als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Mathematik zu arbeiten begonnen. Vor allem berufliche Reisen, wie Konferenzen und die Forschung mit Stift, Papier und Computeralgebra, bereiten ihm große Freude.

Wussten Sie, dass ...

Absolventinnen und Absolventen am Mentoringprogramm „**Job Shadowing**“ teilnehmen und als Mentorinnen und Mentoren für Studierende der Universität Klagenfurt fungieren? Die Studierenden gewinnen einen praxisnahen Einblick in den Tätigkeitsbereich und das Arbeitsfeld des gastgebenden Mentors/der gastgebenden Mentorin.

www.aau.at/jobshadowing

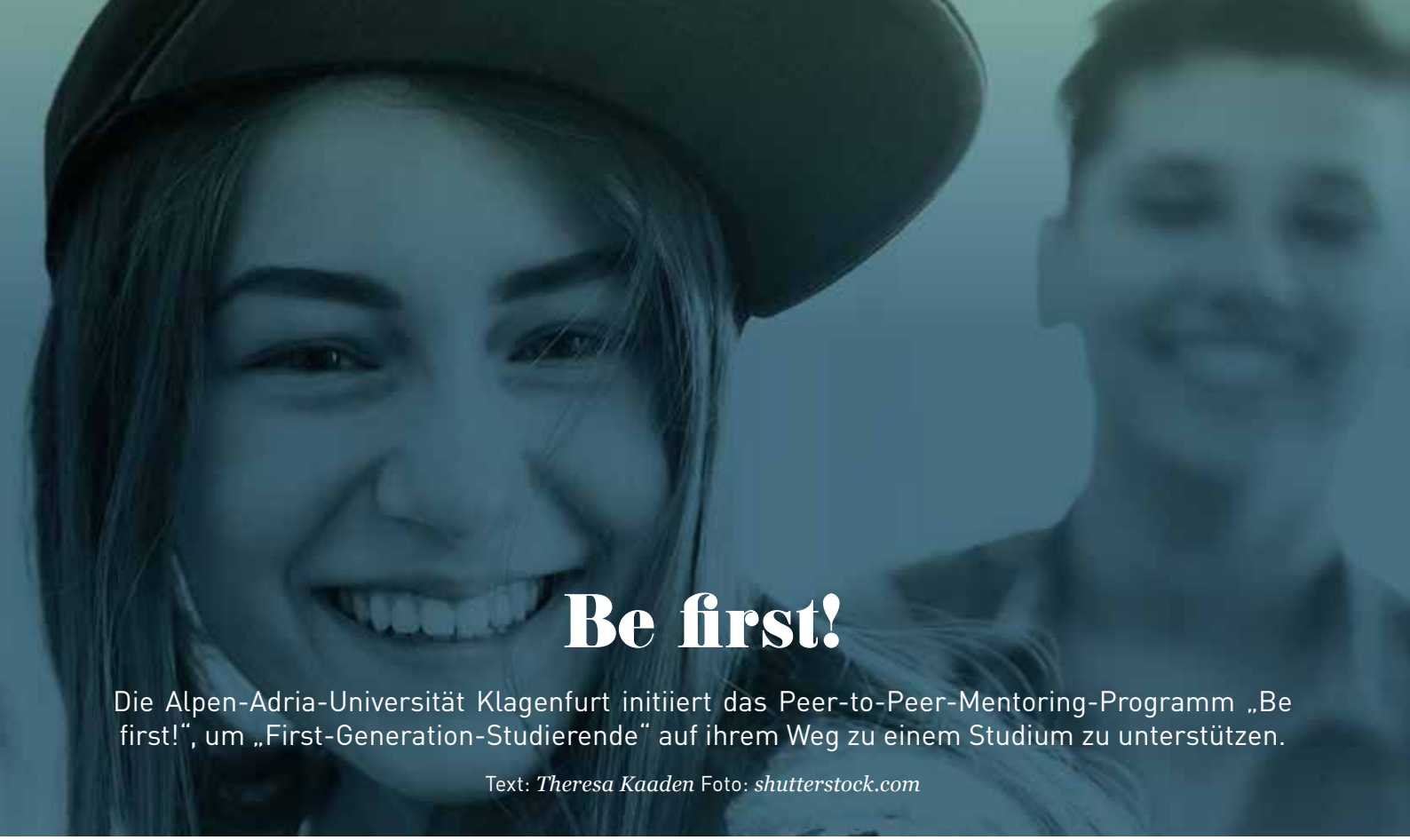
Karrierestart!

Thomas Wankmüller ist ABWL-Absolvent und über die Karrieremesse „connect“ zu seinem Job als Marketing Manager bei Anexia gekommen. „Während meiner Studienzeit an der AAU war die Job- & Karrieremesse immer ein Fixtermin für mich. Vor zwei Jahren hat sich der Besuch besonders bezahlt gemacht. Am Anexia-Messestand habe ich meinen Arbeitgeber kennengelernt. “

Knauder

connect – die Job- & Karrieremesse in Kärnten

13. November | 9–15 Uhr
Alpen-Adria-Universität Klagenfurt
www.aau.at/connect



Be first!

Die Alpen-Adria-Universität Klagenfurt initiiert das Peer-to-Peer-Mentoring-Programm „Be first!“, um „First-Generation-Studierende“ auf ihrem Weg zu einem Studium zu unterstützen.

Text: *Theresa Kaaden* Foto: *shutterstock.com*

„First-Generation-Studierende“ sind Studierende mit oder ohne Migrationshintergrund, die aus Familien ohne akademischen Hintergrund kommen. Das heißt, kein Familienmitglied hat zuvor ein Studium absolviert. Informationsdefizite, Ängste und Vorurteile sowie fehlende Erfahrungen und Rollenbilder führen dazu, dass sich diese Nicht-Akademikerkinder trotz ihrer Begabung gegen ein Studium entscheiden. Laut Studierenden-Sozialerhebung ist die Wahrscheinlichkeit für Kinder aus „bildungsnahen“ Familien, ein Studium aufzunehmen, nach wie vor mehr als doppelt so hoch als für Kinder aus „bildungsfernen" Familien, in denen kein Elternteil die Matura hat. Trotz der aktuellen Bildungsexpansion herrscht daher noch immer eine große Chancenungerechtigkeit. Neue Konzepte in Kooperation mit relevanten Schulen sind gefragt.

Die Initiative „Be First!“ setzt an dieser Schnittstelle an und richtet sich als niederschwelliges Unterstützungsangebot speziell an First-Generation-Studierende. Ziel ist es, sie für ein Studium zu ermutigen und ihren Studienverlauf erfolgreich zu sichern. Als Peer-to-Peer-Mentoring-Programm konzipiert, fungieren Studierende der Universität Klagenfurt als MentorInnen und begleiten die Mentees in ihrem letzten Schul- (Orientierungsphase) und ersten Studienjahr (Einstiegsphase).

In der Orientierungsphase finden hauptsächlich Info-Workshops zu Studienfinanzierung, Studienwahl, Wohnungssuche etc. statt. Im ersten Studienjahr unterstützen die MentorInnen dann vorwiegend vor Ort bei der Inskription, Lehrveranstaltungsplanung etc. Vor Beginn des Mentoring-Programms werden die MentorInnen anhand verschiedener Seminare auf die Mentoren-Rolle vorbereitet und für die Thematik sensibilisiert. Darüber hinaus werden über das Karriere-Service der Universität Klagenfurt individuelle Angebote wie Workshops zum Bewerbungsprozess zur Förderung und frühzeitigen Vernetzung der „Be first!“-Studierenden mit der Praxis geschaffen, um sie auch gezielt in ihrer Berufsplanung zu unterstützen.

Info-Box

Was? Be First! Ist ein Peer-to-Peer-Mentoring-Programm. Studierende der Universität Klagenfurt fungieren als MentorInnen für „First-Generation-Studierende“ und begleiten sie in ihrem letzten Studienjahr (Orientierungsphase) und ihrem ersten Studienjahr (Einstiegsphase) an der Universität Klagenfurt.

Wer? Be first! richtet sich an „First-Generation-Studierende“, d. h., Mentees sind Studierende, mit oder ohne Migrationshintergrund, die aus Familien ohne akademischen Hintergrund kommen. Sie sind die ersten in ihren Familien, die ein Studium aufnehmen. Als MentorInnen fungieren Studierende der Universität Klagenfurt, die auf die Mentoren-Rolle vorbereitet und für die Thematik sensibilisiert werden. Nach Programmende erhalten sie ein Zertifikat für ihre Tätigkeit.

Wann? Im Herbst 2018 startet das Programm mit einem ersten Vernetzungstreffen aller Mentees und MentorInnen.

Aufruf: Studierende, die sich als MentorInnen engagieren möchten, können sich bei Projektkoordinatorin Aurora Alonso (Aurora.Alonso@aau.at // +43 463 2700 9303) melden.

Ein Wiedersehen mit ...
Marie Steinthaler

Marie Steinthaler hat an der Alpen-Adria-Universität „Wirtschaft und Recht" studiert und lebt seit 2009 in London. Heute arbeitet sie als „Director of Product" bei Zopa, einem inzwischen etablierten Start-up aus der Finanztechnologie, kurz FinTech. Mit *ad astra* hat sie über ihren Weg dorthin, den Brexit und ihre Begeisterung für neue Technologien im Consumer-Finance-Bereich gesprochen.

Interview: *Theresa Kaaden* Fotos: *Zopa Limited, Hackathon 2017 & TechBikers 2016 & privat*

Von Klagenfurt nach London ins Zentrum der FinTech-Szene. Wollten Sie schon immer ins Ausland?
Mein Vater ist Zivilingenieur, und wir haben als Familie im Ausland gelebt. In meiner Jugend war ich außerdem als Seglerin viel unterwegs und bin in der ganzen Welt Regatten gesegelt. Meine Schwester und ich wollten 2012 bei den Olympischen Spielen in London antreten. Als das dann leider nicht geklappt hat, habe ich mich an der Universität Klagenfurt für „Wirtschaft und Recht" eingeschrieben. Ich wollte schon immer ins Ausland. Schon wenige Tage nach meiner Sponsion bin ich nach London gegangen und habe mich dort voll in die Arbeitsuche geworfen.

Im Bereich Finanztechnologie?
Nicht direkt. Zuerst hatte ich ein paar andere Jobs, aber der Bereich „Consumer Finance“ hat mich schon damals sehr fasziniert. Ich konnte immer gut mit Geld umgehen und war gut im Sparen. Viele meiner Freunde und Bekannten haben tolle Berufe und sind clever, und trotzdem haben sie keine Ahnung von ihren Finanzen. Deshalb können sie teilweise auch ihre Träume nicht ausleben. Ich frage mich oft, warum das so ist: Ist es, weil Menschen einfach nicht übers Geld nachdenken wollen, oder gibt es keine guten Tools, die ihnen dabei helfen?

Ist das auch die Idee von Zopa?
Ja, in gewisser Weise schon. Zopa hat 2005 ein Konzept ins Internet gebracht, das sich Peer-to-Peer-Lending nennt. Wir sind die Schnittstelle zwischen Menschen, die ihr Geld verleihen wollen, und Menschen, die Kredite benötigen. Dadurch, dass wir 100 Prozent online sind, können wir viel effizienter und günstiger als traditionelle Banken arbeiten, und das ist der große Benefit. FinTech-Start-ups gibt es jetzt natürlich weltweit, in China, in den USA und teilweise auch in Europa.

Wie groß ist das Risiko für die Geldgeber?
Wir haben derzeit ca. 80.000 Investoren, und der Minimumbetrag liegt bei 1.000 Britischen Pfund. Es richtet sich also nicht nur an Wohlhabende. Um das Risiko zu managen, teilen wir das Geld auf viele Kreditnehmer auf, das heißt £ 1.000 gehen an 100 Leute, und das Risiko pro Kreditnehmer beläuft sich nur mehr auf £ 10. Wir bei Zopa sind relativ risikoarm mit unseren Darlehen und haben Renditen von rund fünf Prozent. Die meisten unserer Kreditnehmer benötigen Kredite, um sich ein Auto zu kaufen, ihre Küche zu renovieren oder um teurere Kreditkarten abzubezahlen. Das ist im UK und in den USA viel üblicher als bei uns.

Was ist Ihre Aufgabe bei Zopa?
Als ich vor drei Jahren zu Zopa kam, war ich zunächst Produkt-Manager. Es ging darum, mit Entwicklern und Designern zusammen neue Lösungen für Probleme unserer Kunden und Kundinnen zu entwickeln. Heute bin ich für unsere App zuständig und leite als „Director of Product“ das mobile Team. Jetzt geht es mehr um Produktstrategie, Coaching und Rekrutierung. Unsere Teams sind „crossfunctional“, das heißt, sie bestehen aus Designern, Software-Entwicklern, Produkt-Managern usw. Diese Teams funktionieren dann gut, wenn sie eine klare Mission haben, zum Beispiel „Help people to manage their everyday spending“. Dann können die Leute im Team ihre Stärken und ihr Problemverständnis nutzen, um gemeinsam zu einer kreativen Lösung zu kommen, anstatt einfach das zu entwickeln, was sich vielleicht jemand in höheren Etagen wünscht.

Es gibt Leute, die prophezeien, dass es in 20 Jahren keine Banken mehr geben wird. Liegt das am Aufschwung der FinTech-Szene?
In England gibt es seit ungefähr fünf Jahren einen Prozess, unter dem man sich für eine Banklizenz bewerben kann. Den hat die englische Finanzmarktaufsicht eingeführt. Davor gab es seit über 100 Jahren keine neuen Banken im UK. Jetzt gibt es eben sehr viele neue, und die bringen mehr Wettbewerb in den Markt. Es geht mehr und mehr um User Experience als um Zinssatz.

Wie reagieren die großen Banken auf diesen Trend?
Sie machen Lobbying und arbeiten an ihren eigenen digitalen Produkten. Der Wille ist da, aber die Umsetzung ist schwer, weil sie behäbig sind und meist top-down funktionieren. Wir können einfach viel schneller und flexibler arbeiten.

Spielt der Brexit dabei auch eine Rolle?
Ja, wir merken schon, dass wir weniger Bewerbungen aus der EU bekommen. Im Personalwesen ist es immer schwieriger für uns, gute MitarbeiterInnen zu finden. Vom Produktangebot her ist es aber kein großes Problem, da unsere Produkte stark auf UK fokussiert sind.

Und für Sie privat?
Das Schlimmste ist für mich, dass man als Österreicherin keine Doppelstaatsbürgerschaft haben kann und ich deshalb komplett auf die Gesetzgebung angewiesen bin. Andererseits denke ich halt auch: Wenn ich mit meinen Erfahrungen in England kein Visum bekommen kann, dann möchte ich auch nicht in England sein.

Wo sehen Sie sich in zehn Jahren?
Im Oktober ziehe ich mit meinem Partner nach Hongkong und baue dort vielleicht ein Start-up auf. Ich habe ein gutes Netzwerk und weiß, wie man Ideen entwickelt und Teams bildet. Da habe ich großes Vertrauen. Also wenn jemand aus dem Alumni-Umfeld Lust auf ein unternehmerisches Abenteuer hat, dann bitte melden!

Was machen Sie in Ihrer Freizeit, um den Kopf freizubekommen?
Ich wohne in einem Viertel mit Bars, Open Mics und Theater und nutze die Londoner Kulturszene voll aus. Einmal im Jahr nehme ich an „TechBikers“ teil: Wir radeln mit 70 Leuten aus der Tech-Szene von Paris nach London und sammeln mit der Non-Profit-Organisation Room to Read Spenden für Kinder in Entwicklungsländern. Die Idee hat mich von Anfang an begeistert, ich bin schon seit einigen Jahren dabei.

Was würden Sie heutigen Studierenden mit auf den Weg geben?
Wenn ich Bewerbungsgespräche führe, merke ich oft, dass Leute von ihrer „Leidenschaft“ sprechen. Bei genauerem Nachfragen ist dann aber wenig dahinter. Ich sage, wenn euch wirklich etwas begeistert, dann arbeitet daran und setzt es um – das kann ein Event sein, eine App oder ein Blog. Außerdem habe ich gelernt, dass es Jobs für Allrounder gibt. Ich war immer relativ offen, hatte Interesse an vielen Themen und keine klare Spezialisierung. Das habe ich lange als Nachteil empfunden. Heute weiß ich aber, dass dem nicht so ist, vor allem im Start-up-Bereich. Also: ausprobieren, reinspringen und schauen, wo und wie man sich Dinge selbst beibringen kann – in the words of Nike: „Just do it!“

Frische Impulse!

Offizieller Startschuss für das „Klagenfurt-Stipendium“ im Wintersemester 2018: 12 regionale und internationale Unternehmen haben Stipendien für ausgezeichnete Studierende vergeben und kommen nun im Rahmen des 2-jährigen Stipendienprogramms in intensiven Austausch mit „ihren Schützlingen“.

Interview: *Theresa Kaaden* Fotos: *Christina Supanz & Flex*

Das „Klagenfurt-Stipendium“ startet erstmals im Wintersemester 2018 mit 12 Tandems, bestehend aus je einem Förderer und einer Stipendiatin bzw. einem Stipendiaten. Die StipendiatInnen sind ausgezeichnete Masterstudierende, die für vier Semester mit 300 EUR monatlich unterstützt werden, wobei sich die finanzielle Förderung als Matching-Fund zusammensetzt. 150 Euro kommen von der Landeshauptstadt Klagenfurt und 150 Euro von dem jeweiligen Förderer. Im Laufe des zweijährigen Stipendienprogramms finden sowohl offizielle Veranstaltungen wie u. a. Kick-off-Feier, KarriereTalks, KamingesprächeFür alle TeilnehmerInnen, wie auch individuelle Treffen der Tandems in Form von Mentoring, Forschungsprojekten etc. statt.

Nachgefragt bei Bernd Marktl, Flex Althofen

Warum nehmen Sie am Stipendienprogramm teil?
Wir sind einer der größten Arbeitgeber im Land Kärnten und übernehmen gesellschaftliche Verantwortung. Mit der Förderung setzen wir ein Zeichen, um unsere Region im internationalen Wettbewerb um „Kluge Köpfe“ attraktiv zu positionieren. Unsere Auftragslage ist sehr positiv. Wir sehen eine große Nachfrage an Fachkräften aus den Bereichen Technik und Wirtschaft und wollen die Zusammenarbeit mit der Universität Klagenfurt nutzen, um unsere zukünftigen Kolleginnen und Kollegen kennenzulernen.

Welche Erwartungen knüpfen Sie an das Stipendienprogramm?
Durch den direkten Kontakt mit Studierenden freuen wir uns auf frische Impulse, innovative Projekte und langfristige Partnerschaften. Wir erhoffen uns im regen Austausch viele brillante Ideen und bieten die Möglichkeit, neueste wissenschaftliche Erkenntnisse in der Praxis zu erproben.

Wie bringen Sie sich als Förderer in das Stipendienprogramm ein?
Wir bieten einen Blick hinter die Kulissen: Durch Firmenbesuche, Praktika, Projekt- und Diplomarbeiten ermöglichen wir ein gegenseitiges Kennenlernen. Die StipendiatInnen erleben das Arbeiten in einem internationalen Umfeld, bekommen umfangreiche Weiterentwicklungsperspektiven und können ihren potenziellen zukünftigen Arbeitgeber auf „Herz und Nieren“ prüfen.

Ist der vielbesagte „Brain Drain“ in Kärnten eine self-fulfilling prophecy oder spürbare Realität?
Wir sehen definitiv Herausforderungen am Arbeitsmarkt. Vor allem im technischen Bereich gehen wir mittlerweile weit über die Landesgrenzen hinaus, um dem „Brain Drain“ entgegenzuwirken. Wir glauben, dass zusätzliche (technische) Studienrichtungen das frühzeitige Abwandern junger Talente verhindern könnten.

Welche (neuen) Wege geht Flex, um gut ausgebildete MitarbeiterInnen international und in Kärnten zu gewinnen?
Mitarbeitergewinnung geht Hand in Hand mit Employer Branding. Wir fischen alle im gleichen Teich, deshalb gilt es, sich von anderen abzuheben und die Mitarbeiterwünsche in den Vordergrund zu rücken. Unseren MitarbeiterInnen bieten wir u. a. herausfordernde Arbeitsinhalte, spannende Mitarbeiterevents, flexible Arbeitszeitmodelle und zahlreiche Vergünstigungen. Außerdem legen wir sehr viel Wert auf eine authentische Unternehmenskultur und zeigen dies mit Auszeichnungen wie „Great Place to Work“ oder Mitarbeiterbewertungen und Interviews auf Karriere-Plattformen.

Die Förderer

„Klagenfurt-Stipendium | Jahrgang 2018–2020“
Alturos Destinations, bitmovin, Crowe SOT GmbH, DB Schenker & Co AG, Flex Int. GmbH, Hillside IT consulting GmbH, Infineon Technologies Austria AG, Knoch, Kern & Co KG, Raiffeisen Landesbank Kärnten, Stadtwerke Klagenfurt AG, Symvaro GmbH, Uniquare Software Development GmbH
Der nächste Jahrgang startet im Wintersemester 2019.

Weitere Informationen auf: www.aau.at/klagenfurtstipendium

Mit der connect zum Job

Gespräche bei der Job- & Karrieremesse connect sind für viele Studierende sowie Absolventinnen und Absolventen der Startschuss für ihren Berufseinstieg. Heuer findet sie am 13. November von 9 bis 15 Uhr am Campus der Universität Klagenfurt statt.

Alturos Destinations

Nettes Gespräch mit meinem Chef in spe

Bernhard Nitsch studiert Angewandte Informatik und ist Junior Software Engineer bei Alturos Destinations.

„Auf der connect lernte ich die HR-Managerin und meinen zukünftigen Chef gleich persönlich kennen und konnte mich in einem netten Gespräch mit ihnen ganz unkompliziert über Job-Optionen und berufliche Rahmenbedingungen informieren. Da ich derzeit noch das Masterstudium Informatik studiere, waren mir flexible Arbeitszeiten natürlich sehr wichtig. Außerdem wollte ich mein Praktikum in einem Bereich machen, für den ich Freude und Leidenschaft mitbringe, und das in einer Firma, die mir nach dem Praktikum auch die Option auf eine Festanstellung bietet. Alturos Destinations hat dies alles vereint, und heute arbeite ich während des Semesters Teilzeit und in den Sommerferien Vollzeit, um meine Arbeitskollegen und Arbeitskolleginnen zu unterstützen, und natürlich, um mehr Geld zu verdienen. Den persönlichen Kontakt und direkten Austausch hätte ich in einem normalen Bewerbungsprozess so nicht gehabt.“

Hilti

International vernetzt

Boris Weissenböck ist Absolvent der Angewandten Betriebswirtschaft und Produktmanager bei HILTI.

„Als Absolvent ist es für mich etwas Besonderes, HILTI bei der connect zu vertreten. Früher war ich Besucher der Job- und Karrieremesse, jetzt bin ich als Vertreter des internationalen Großkonzerns selbst auf der Suche nach Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Begeisterungsfähigkeit und Kommunikationsstärke sind bei uns gefragte Eigenschaften. Ich schätze es sehr, nicht Tag für Tag am Schreibtisch zu sitzen. Sich mit Kolleginnen und Kollegen im internationalen Umfeld auszutauschen und im direkten Kontakt mit Kundinnen und Kunden zu stehen, macht den Job so abwechslungsreich. Das internationale Umfeld und die Entwicklungsmöglichkeiten im Unternehmen haben mich überzeugt. Ich freue mich schon auf die Messe und viele spannende Gespräche. Motivierte Persönlichkeiten mit wirtschaftlichem oder technischem Background, die Motivation und Leidenschaft für den Vertrieb mitbringen, sind bei uns genau richtig.“

Privat

Ehrlichkeit und ein Lächeln auf den Lippen sind immer gut

Teja Polanc schreibt ihre Masterthesis an der Universität Ljubljana und ist Mitarbeiterin im Human Resources bei Imerys.

„Ich bin über Plakate auf die connect aufmerksam geworden und habe dann im Web detaillierte Infos zu den Ausstellern recherchiert. Weil ich weiß, dass der persönliche Kontakt im Bewerbungsprozess entscheidend sein kann, habe ich die Messe genutzt, um mich bei interessanten Unternehmen persönlich vorzustellen. Beim Messestand von Imerys hatte ich ein besonders lohnendes Gespräch. Im Frühjahr durfte ich dort mit einem Praktikum starten. Heute bin ich Mitarbeiterin im Bereich Human Resources und werde bei der connect 2018 interessierte Menschen über Karrieremöglichkeiten bei Imerys informieren. Ich rate den Jobsuchenden, sich vorab über eigene Interessen, Stärken und Erwartungen Gedanken zu machen und über potenzielle Arbeitgeber zu recherchieren. Imerys ist ein internationales Unternehmen und sucht Leute aus den verschiedensten Bereichen mit hoher Motivation und Engagement. Bewerbern empfehle ich generell ein gepflegtes Äußeres, Ehrlichkeit und ein Lächeln auf den Lippen.“

Alle Informationen zur connect 2018 unter www.aau.at/connect

Eine Win-win-Situation für beide Seiten

Innovativ, begeisterungsfähig und kollegial: solche MitarbeiterInnen wünscht sich Infineon. Seit Anbeginn ist das internationale Unternehmen Teil des Karriereprogramms interactive! und wurde auch jedes Jahr fündig. Für die Studierenden ergaben sich mehrere Praktika und auch fixe Anstellungen. *ad astra* hat mit Martina Wolfgruber-Neubauer über das Karriereprogramm gesprochen.

Interview: *Patricia Leitgeb* Foto: *Infineon*

Martina Wolfgruber-Neubauer (rechts im Bild) von Infineon ist durch das Karriereprogramm auf Vanessa Elpe (links) aufmerksam geworden.

Infineon ist seit Beginn Partner des Karriereprogramms interactive! – warum?
interactive! ist eine Chance für beide Seiten. Durch dieses Karriereprogramm können wir Talente über mehrere Monate begleiten und kennenlernen. Daraus entstehen dann unterschiedlichste Möglichkeiten der Zusammenarbeit. Die Nähe zu den jungen Studierenden inspiriert uns natürlich, auch unsere Formate und Themen weiterzuentwickeln.

Was erwartet die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, wenn sie bei Infineon einen Job beginnen?
Unsere neuen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter erwartet ein Raum für Innovation und sie können sich mit ihren Ideen und ihrem Wissen vielfältig einbringen. Ob unsere attraktiven Weiterbildungsmöglichkeiten, vier verschiedene Karrierepfade, flexible Arbeitszeiten oder die Möglichkeit, andere Standorte von Infineon kennenzulernen – es ist sicher für jedes Talent etwas dabei.

Welche MitarbeiterInnen wünscht sich Infineon?
Wir wünschen uns authentische MitarbeiterInnen, die unsere Werte teilen und leben: innovativ, begeisterungsfähig, kollegial – die richtigen Talente auf den richtigen Positionen.

Warum ist eine Zusammenarbeit zwischen Ihrem Unternehmen und Bildungseinrichtungen besonders wichtig?
Uns ist die Zusammenarbeit mit Hochschulen sehr wichtig, da wir hier einen Kanal zur Gewinnung von jungen Talenten sehen. Gleichzeitig bleiben wir auch am Puls der Zeit. Uns interessieren Fragen wie: Was treibt unsere zukünftigen MitarbeiterInnen an? Wie denken, leben und letztendlich möchten sie in Zukunft arbeiten? Auf welche KandidatInnen können wir uns einstellen? Aber auch: mit welchen (wissenschaftlichen) Themen setzen sich die jungen Leute bzw. Hochschulen heutzutage auseinander und wo können wir als Partner der Wissenschaft einen aktiven Beitrag leisten.

Letztes Jahr hat Vanessa Elpe, Studentin der Betriebswirtschaft, an interactive! teilgenommen. Was ist nun ihre Aufgabe bei Infineon?
Vanessa ist Generalistin im HR-Bereich, betreut mehrere Projekte und ist verantwortlich für unsere Traineeprogramme. Ein toller Einstieg für eine Absolventin.

Auch Janine Marak hat bereits das Karriereprogramm absolviert, welchen Tätigkeitsbereich hat sie über?
Janine unterstützt unser Innovation-Office insbesondere in der Organisation und Durchführung unserer Schools. Diese finden zweimal pro Jahr statt. Dabei werden Studierende der für uns relevanten technischen Studienrichtungen aus der ganzen Welt zu uns eingeladen. Eine ganze Woche gibt es wissenschaftliche und fachliche Vorträge, begleitet von einem tollen „Entertainment-Programm“ am Standort Villach und in der Region. Und viele der Studierenden kommen wieder durch ein Praktikum oder einen Job zu uns zurück. ✶

Interactive! das Karriereprogramm der Universität Klagenfurt vernetzt Unternehmen und Studierende. Studierende und Unternehmen lernen sich über ein Semester kennen. Dadurch ergeben sich für Studierende Praktikumsplätze, Masterarbeiten und fixe Anstellungen. Das Karriereprogramm wird durch das Land Kärnten und den Verein zur Berufsplanung an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt gefördert.

5 Unternehmen
Infineon, Bitmovin, Privatbrauerei Hirt, Smuck, Royer & die Eins Werbeagentur und Kleine Zeitung

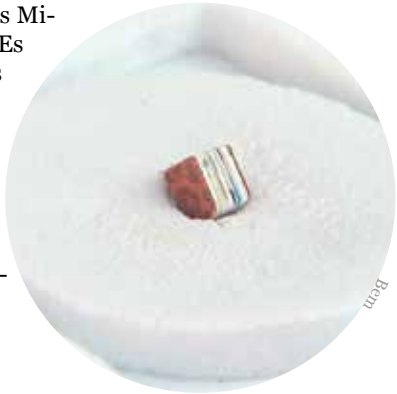
35 Studierende
Aus unterschiedlichen Studienrichtungen

1 Semester
Workshops, Firmentage, Innovationsinkubator, Bewerbungsmöglichkeiten

Das kleinste Buch der Welt

Das Bilder-ABC, ein in Leder gebundenes Miniaturbuch, ist beeindruckend winzig. Es misst gerade einmal 2,9 x 2,4 mm. Es zeigt die schönsten farbigen Buchstabenbilder des weltberühmten Typografie-Künstlers **Josua Reichert**. Zu sehen in den Sondersammlungen der Universitätsbibliothek.

www.aau.at/universitaetsbibliothek-klagenfurt/sondersammlungen/



Beim

Wussten Sie, dass ...

Studierende, Forschende und MitarbeiterInnen von Universitäten weltweit Internetzugang über **Eduroam** (Education Roaming) haben? Eduroam loggt sich automatisch ein, sobald es irgendwo auf der Welt ein anderes Eduroam-Netzwerk gibt. Dank einer Kooperation mit der Stadt Klagenfurt erhält nun die AAU die Möglichkeit, das freie WLAN in der Klagenfurter Innenstadt über einen eigenen SSID-Slot zu nutzen.

martialred/Fotolia

Neu: Visuelle Kultur

Paver

Ein Bild sagt mehr als Worte. Die kritische Auseinandersetzung mit Bildern der Populärkultur und des Visuellen stehen im Fokus des neuen Masterstudiums „Visuelle Kultur“. Das Studium startet im Oktober. Die Schwerpunkte im Studium liegen auf den Themen Bild und Öffentlichkeit (Ausstellungen, Museen, Denkmäler, Festivals), transkulturelle Bild-Kommunikation (regionale und globale Kulturvermittlung) und fiktionale Gestaltungspraktiken (z. B. Film, Fotografie und Internet). Weiterführende Info:
www.aau.at/studien/master-visuelle-kultur

25 Jahre Sommerkolleg Bovec

Das diesjährige internationale Sommerkolleg Bovec (Slowenien) stand im Zeichen eines besonderen Jubiläums: das 25-jährige Bestehen einer grenzübergreifenden Bildungsinitiative im Alpen-Adria-Raum, die im Jahre 1994 zum ersten Mal stattgefunden hat. Das diesjährige Motto der Summer School Bovec lautete „Zusammenleben“ / Sožitje / Suživot / Convivenza / Vivi adun.
Mehr zum Jubiläum unter: www.aau.at/blog/25-jahre-sommerkolleg-bovec/

Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei.

Mit diesem Satz beginnt der Artikel 17 des Staatsgrundgesetzes aus dem Jahr 1867. Nun ist dieser in deutscher und slowenischer Sprache in der Aula der Universität Klagenfurt verewigt. Für alle entlang der Empore zu lesen, die die Aula der Universität Klagenfurt betreten.

Studieren, Arbeiten, Stillen und Pflegen

In den letzten Jahren haben sich die Arbeits- und Studienwelt dynamisch verändert. Studieren und Arbeiten mit Kindern ist schon eher die Regel als die Ausnahme. Durch das Altern der Gesellschaft haben viele Menschen ebenso Pflegeverantwortung. Inwieweit sich dies mit Beruf, Kindern und Studium vereinbaren lässt und welche unterstützenden Maßnahmen das Familienservice setzt, erzählt Bronwen Arbeiter-Weyrer im Gespräch mit *ad astra*.

Interview: *Lydia Krömer* Fotos: *Romy Müller*

Die Einführung der flexiblen Kinderbetreuung ist schon etwas Besonderes. Die Universität hat hier eine Vorreiterrolle innerhalb Österreichs eingenommen. Wie kann man sich das vorstellen?
Aus der Studierenden-Sozialerhebung wissen wir, dass rund neun Prozent der Studierenden an den Universitäten Kinderbetreuungspflichten haben. Studierende und MitarbeiterInnen haben die Möglichkeit, ihre Kinder im Alter von acht Wochen bis 12 Jahren während der Lehrveranstaltungen bzw. der Dienstzeit im Familienservice betreuen zu lassen. Der Wiedereinstieg nach der Babypause erfolgt früher. Die Wissenschaftlerinnen haben den Druck, ihre Forschungs- und Publikationsarbeit zügig voranzutreiben, und das allgemeine Personal nutzt die vielfältigen Teilzeitkarenzmodelle. Darauf haben wir sofort reagiert und ganzjährige individuelle Betreuungslösungen angeboten.

Manche Lehrveranstaltungen finden am Abend statt. Gibt es auch hier eine Betreuung für die Kleinen?
Ja, hier übernimmt unser Fachpersonal nach vorheriger Absprache und zeitlicher Verfügbarkeit die Betreuung der Kinder außerhalb der regulären Öffnungszeiten. Wir bekommen häufig von studierenden Eltern die Rückmeldung, dass sie ohne das Kinderbetreuungsangebot ihr Studium nicht absolvieren hätten können bzw. sich die Studiendauer verlängert hätte. Vermehrt fragen auch Studierende anderer Bildungseinrichtungen des Landes unsere Angebote nach. Wir sind besonders stolz darauf, diese wichtige Frauenförderungsmaßnahme direkt am Campus umsetzen zu können.

Und wie lässt sich das organisieren?
Personell ist das oft eine große Herausforderung. Es gilt die bestens ausgebildeten Pädagoginnen und jedes Semester zehn bis fünfzehn Praktikantinnen zu koordinieren. Unser großer Vorteil ist, dass wir in unserer Bildungseinrichtung Studierende im Rahmen des Pädagogik-Studiums in einem flexiblen Praktikumsmodell im Ausmaß von 450 Stunden ausbilden. Ziel ist es, sie bei ihrer Lebens- und Karriereplanung zu unterstützen, auch jene mit eigenen Kinderbetreuungspflichten.

Eltern werden, stellt viele vor neue Herausforderungen. Mit welchen Fragen kommen Eltern besonders häufig in das Familienservice?
Sie beginnen beim Anruf von Studierenden: „Ich bin schwanger, kann ich mein Studium überhaupt noch fortsetzen?“ Die Fragen sind sehr unterschiedlich und

komplex. Hier erarbeiten wir gemeinsam einen Zeitplan, wie Studium und Kind vereinbart werden können. Auch Ängste, verbunden mit finanziellen Sorgen, versuchen wir durch Beratung abzubauen und helfen bei bürokratischen Herausforderungen. Wir haben in Kärnten nach wie vor das Problem, dass für die Kleinsten keine bzw. zu wenig Kinderbetreuungsplätze zur Verfügung stehen. Jedes Beratungsgespräch ist sehr individuell.

Wo sehen Sie die größten Hürden bei einem Studium mit Kind?
Ich persönlich trete dem Thema positiv gegenüber. Besonders diese Ausbildungsphase eignet sich als guter Zeitpunkt, um eine Familie zu gründen. Mit einer guten Organisation und einem durchdachten Zeitmanagement schafft man es an unserer Universität, das Studium zu beenden. Das Angebot einer qualitativ hochwertigen und leistbaren flexiblen Kinderbetreuung trägt dazu bei, ein attraktiver Studien- und Arbeitsort zu sein.

Was raten Sie Eltern für ein erfolgreiches Studium?
Wie bereits erwähnt, lassen sich durch eine gezielte Planung viele Schwierigkeiten auf dem Weg zum Studienabschluss lösen. Gemeinsam mit der in die Beratung kommenden Person wird ein Überblick über die aktuelle Lebensphase geschaffen, eine Standortbestimmung durchgeführt und basierend auf dieser gemeinsam ein Konzept zur Koordination der beiden Lebensbereiche erstellt. Unsere Serviceeinrichtung ist auch während der vorlesungsfreien Zeit als Ganzjahresbetrieb geöffnet. Die Unterstützungsmaßnahmen am universitären Terrain sind aber vielschichtiger. Sie reichen vom Ausbau der familienfreundlichen Infrastruktur bis hin zur Sensibilisierungsarbeit bei ProfessorInnen, für die Herausforderungen studierender Eltern, zum Beispiel im Falle von ungeplanten Absenzen. Auch die Zusammenarbeit mit der ÖH, z. B. das regelmäßige Eltern-Kind-Campus-Treffen, bei dem sich Eltern wichtige Informationen holen und sich vernetzen können, funktioniert sehr gut.

Immer mehr Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie Studierende übernehmen Pflegeverantwortung für Angehörige. Dies bedeutet für alle eine große, zeitliche, organisatorische und psychische Herausforderung. Wie unterstützt die Universität dabei?
Ein weiteres Feld unserer Serviceeinrichtung ist der Ausbau der Beratungsunterstützung, wenn ein Pflegefall eintritt. Meist tritt eine Pflegeverantwortung plötzlich auf und ist nicht planbar. Im Rahmen des Audits *hochschuleundfamilie* wurde eine Masterarbeit zum Thema „Vereinbarkeit von informeller Pflege und Berufstätigkeit an der AAU“ verfasst und nach drei Jahren, nach wiederholter Umfrage, eine Vergleichsstudie durchgeführt. In dieser äußerten 75 Prozent der betroffenen pflegenden Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter den Wunsch, während der Zeit, in der die Pflegebelastung besteht, auf flexible Arbeitszeitgestaltung wie Heim- bzw. Telearbeit zurückgreifen zu wollen. Maßnahmen wie die Sensibilisierung und Bewusstseinsbildung für die Mehrfachbelastung, Pflegestammtische, Diskussions- und Vernetzungsplattformen sowie Informationsveranstaltungen sollen in den nächsten Jahren umgesetzt werden.

Was wünschen Sie sich in Zukunft für das Familienservice?
Eine Verbesserung und Erweiterung der Maßnahmen zur Vereinbarkeit von Beruf, Studium und Familie. Im Rahmen des Audits *hochschuleundfamilie* arbeiten wir kontinuierlich daran, die Rahmenbedingungen zu verbessern. Es wurden bereits Wickelmöglichkeiten am Campus, Eltern-Kind-Parkplätze oder ein Stillraum implementiert. Diese Maßnahmen sollen nun evaluiert und ausgebaut werden. So ist ein Eltern-Kind-Arbeits- bzw. Sozialraum gewünscht, Family-Parkplätze sollen geschaffen und ein Family-Pass für Studierende mit vergünstigten Angeboten soll eingeführt werden. Die Schaffung eines „Hauses des Kindes“ mit Halb- und Ganztagesplätzen und familienfreundlichen Begegnungszonen sind langfristige Ziele. Ebenfalls soll das bisher noch tabuisierte Thema „Pflege“ stärker in die Universität eingebunden werden. Es gibt also noch sehr viel zu tun. ✳

Das Familienservice der Universität Klagenfurt ist die Beratungs- und Informationseinrichtung für alle Fragen zur Verbesserung der Vereinbarkeit von Beruf und Studium, Pflegeverantwortung und zu Betreuungsaufgaben. Das Familienservice bietet stundenweise flexible Kinderbetreuung für Universitätsangehörige, eine Sommerferienbetreuung & Informatik-Camp gemeinsam mit dem Institut für Informatikdidaktik und eine Babysitterbörse an. 2016 wurden insgesamt 14.780 Betreuungsstunden in Anspruch genommen. Für ihre familienfreundliche Hochschulpolitik trägt die Universität Klagenfurt bereits seit 2011 das Gütesiegl aus dem Audit *hochschuleundfamilie*.

Mehr unter: www.aau.at/familienservice

Zur Person

Bronwen Arbeiter-Weyrer startete im Jahre 2004 das Familienservice als Drittmittelprojekt und baute dieses zu einer Zentralen Serviceeinrichtung aus. Sie ist die verantwortliche Auditbeauftragte *hochschuleundfamilie*. Neben ihrer über 30-jährigen Berufserfahrung studierte sie im zweiten Bildungsweg Bildungs- und Erziehungswissenschaft in Kombination mit Psychologie und absolvierte zusätzlich das Bachelorstudium Angewandte Betriebswirtschaft.

„Woran wir keinesfalls rütteln dürfen, ist die Wertorientierung“

Universitätsratsvorsitzender und Business Angel Werner Wutscher im Gespräch mit *ad astra*.

Interview: *Annegret Landes* Fotos: *Daniel Waschnig*

Herr Wutscher, Sie waren Generalsekretär im Landwirtschaftsministerium, Vorstand von Rewe-International, nun sind Sie Business Angel und Universitätsratsvorsitzender. Wie kommt es zu einem solchen beruflichen Werdegang?

Ich stehe Herausforderungen und Änderungen sehr aufgeschlossen gegenüber, bin aber sicher kein „Draufgänger“ im Wortsinne. Trotzdem habe ich mich drei Mal in meinem Leben vollkommen neu

erfunden und wieder ganz von vorne begonnen. Ich halte diese Einstellung für sehr wichtig: von vorne anfangen und alles neu lernen, wie ein Lehrling. Besonders für Führungskräfte ist das eine wichtige Erfahrung, denn es macht bescheidener.

Ministerium, Vorstand, Business Angel, das sind die drei Neuanfänge?
Interessant sind vor allem die vollkommen unterschiedlichen institutionellen Hintergründe meiner Stationen. Ich war lange im Landwirtschaftsministerium, fast 15 Jahre. Deshalb verstehe ich Verwaltungsabläufe sehr gut, ich habe auch die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Verwaltung sehr schätzen gelernt. Das Bild, das in der Öffentlichkeit oft gezeichnet wird, ist vollkommen falsch. Dann kam die Wirtschaft. Die Arbeit in einem Großkonzern folgt wiederum ganz eigenen Gesetzmäßigkeiten. Nun bin ich selbst Start-up-Unternehmer.

Gab es einen Auslöser?
Ein ganz wichtiger Schlüssel in meinem Leben war mein einjähriges Studium in Harvard. Meine Studienkolleginnen und -kollegen waren zwischen 25 und 60 Jahre alt, sie alle hatten das Ziel, noch einmal neu zu beginnen. Zu dem Zeitpunkt habe ich erkannt, dass das berufliche „Silodenken“, das wir hier bei uns haben, kontraproduktiv ist: Wer einmal Jurist ist, bleibt es meist ein Leben lang. Es ist extrem spannend und auch nützlich, Wissen aus unterschiedlichen Bereichen einzubringen, weil es dabei hilft, die Welt schlussendlich besser zu verstehen. Natürlich ist Expertenwissen wichtig, trotzdem glaube ich, dass diese horizontalen Themen immer mehr Relevanz haben.

Neu denken und querdenken? Ist das der Schlüssel?
Ja, und auch mit anderen Methoden zu denken. In meiner Ausbildung als Jurist und in der Verwaltung habe ich gelernt, sehr analytisch zu denken. Das hilft mir jetzt wieder, wenn ich mit Start-ups arbeite. Ich bin sicher, dass ich meinen heutigen Beruf nur deshalb ausüben kann, weil ich all diese unterschiedlichen Bereiche sehr gut verstehe. Das war auch Teil der Ausbildung in Harvard, die sehr stark selbstreflexiv angelegt war und auf Leadership wertgelegt hat. Wenn man mit Kolleginnen und Kollegen aus Afrika und Lateinamerika in einer Klasse sitzt, merkt man, dass diese Menschen Probleme ganz anders lösen – aber eben nicht schlechter. Das öffnet und macht viel toleranter.

Mit dem Schwerpunkt „Humans in the Digital Age“ sind wir hier ja schon auf dem Weg. Außerdem ist das ein Thema, in das sich unterschiedliche Fachgebiete aller Fakultäten einbringen können.
Darüber bin ich sehr glücklich. Der Mensch im digitalen Zeitalter ist ein wichtiger Ansatzpunkt für die Zukunft. Derzeit wird die Diskussion noch fast ausschließlich über die Technologie geführt. Ich halte das für einen falschen Ansatz. Die Technologie ist wichtig, keine Frage, aber wir können uns nicht nur darauf beschränken. Im Zusammenhang mit der digitalen Transformation kommen manifeste gesamtpolitische und gesellschaftliche Themen auf uns, Grundsatzfragen, für die die Gesellschaft fundierte Lösungen finden muss. In der Technologie brauchen wir gute Absolventinnen und Absolventen, die liefert die Uni Klagenfurt schon. Aber eine Universität ist auch ein Ort, an dem gesellschaftspolitisch geforscht werden muss. Das ist sehr spannend, gerade auch in Bezug auf die Kompetenzen, die an der Universität Klagenfurt vereint sind. Hier hat die Gesellschaft einen riesigen Aufholbedarf an Diskurs, und unsere Universität kann sich sehr gut einbringen.

Universitäten sind traditionell eher beständige Institutionen. Sie reagieren langsam und verändern sich wenig, dies hängt mit ihrer Struktur zusammen. Gibt es ein Patentrezept für mehr Agilität?
Ich bin hier sehr vorsichtig. Ich glaube, man muss dort agil sein, wo es unbedingt notwendig ist. Aber in den meisten Themenfeldern gilt es, mit den bestehenden Strukturen zu arbeiten. Komplexität ist ja nichts Neues. In der Renaissance sind zum Beispiel beim Vatikan täglich rund 2.000 Schreiben eingelangt. Man stelle sich das vor, in einer Zeit, in der es keinerlei Datenverarbeitung gegeben hat. Das war sehr komplex. Eine Herausforderung, die ich sehe, ist das unglaublich starre Korsett an Regeln, an das die Universität gebunden ist. Konzernrichtlinien sind ja teilweise schon sehr komplex, aber das Regelwerk, dem Unis unterliegen, übertrifft das noch bei weitem! Ich würde gar nicht so stark über Agilität reden, sondern die Dienstleistungsqualität in den Mittelpunkt rücken. In der Welt, in die wir uns hineinbewegen werden, werden Entscheidungen zunehmend partizipativ getroffen. Gerade in Start-ups und in jungen Unternehmen gibt es sehr flache Strukturen und viel Teilhabe. Wie eine Entscheidung getroffen wird, kann schon mit Agilität zu tun haben. Wie rasch sie getroffen wird, ist ein großes Thema. Hier sehe ich auch wieder Chancen für Klagenfurt, weil wir eine kleine Universität sind. Wenn es an unserer Universität spannende Projekte und Themen gibt – so erlebe ich es derzeit –, dann geht es sehr zügig, weil sich die Akteurinnen und Akteure gut kennen. Darin liegt eine große Chance für uns, uns zu positionieren.

Was können Universitäten von Start-ups lernen?
Wir können zwei wichtige Dinge lernen: die Freude am Ausprobieren und eine partizipative Führungskultur. An einer Universität herrschen klare Regeln, Vorgehensweisen, Prozesse. Verstößt man dagegen, wird es schnell problematisch. Deshalb schielen ja auch viele Manager aus dem öffentlichen Bereich und aus Konzernen mit einem ähnlich starren Regelwerk auf die Start-ups, die die Freiheit haben, sich jeden Tag neu zu erfinden. Aber im Ansatz kann dieser unternehmerische Zugang schon wichtig sein: wir müssen wagen, etwas auszuprobieren, auch wenn es nicht bis aufs Letzte durchdacht ist. Wenn es fliegt, super! Wenn nicht, dann muss man halt wieder umdrehen und einen anderen Weg probieren. Ausprobieren und testen ist wichtig. Aber ich gebe zu, es ist eine Gratwanderung, denn die Spielräume sind natürlich viel kleiner. Der zweite wichtige Punkt ist die Führung. Innovative Projekte brauchen eine Führungskultur, die – zumindest teilweise – auf derselben Augenhöhe agiert. Je hierarchischer Unternehmen strukturiert sind, umso schwieriger ist es, kreative und innovative Lösungen zu entwickeln. Sich auch als Führungskraft hin und wieder zu hinterfragen, das ist ganz wichtig.

Gibt es Bereiche, wo Universitäten entrümpeln müssen? Was muss bleiben?
Eine Möglichkeit zur Entrümpelung sehe ich im Bereich der vielen Formvorschriften. Hier müssen wir überlegen, wie man überkomplexe Dinge auch wieder loswerden kann. Das kann dazu beitragen, rascher und wirksamer agieren zu können. Woran wir keinesfalls rütteln dürfen, ist die Wertorientierung. Gerade in Zeiten schneller Transformationen und starker Veränderungen ist das Bewusstsein, dass die Identität einer Institution auf ihren Werten beruht, sehr wichtig. Universitäten haben eine sehr lange Tradition einer klaren Werthaltung und Integrität, was Offenheit und den Umgang mit gesell-

schaftspolitischen Themen angeht. Die Universität Klagenfurt steht fest in dieser Tradition, auch wenn sie selbst noch recht jung ist.

Wir haben nun schon viel über Veränderungen gesprochen. Auch die Universität steht veränderten Rahmenbedingungen gegenüber. Die Generation Z, also unsere zukünftigen Studierenden, denken und handeln ganz anders als frühere Generationen.

Für mich ist die Universität derzeit eine – sehr spannende – neue Welt. Natürlich habe ich schon Universitäten kennengelernt: beim Studium und dann beim Master in Harvard. Aber die neue Rolle ist eine ganz andere, viel intensivere. Ich habe Universitäten immer als besondere Orte erlebt. Orte, an denen sehr offen und frei gedacht wird. Deshalb spielen Universitäten eine extrem wichtige Rolle für die gesamtgesellschaftspolitische Weiterentwicklung. Da ich also noch ein vollkommener Novize bin, was die Universität, ihre Organisation und ihre Struktur betrifft, höre ich erst einmal intensiv zu. Ich möchte mein Wissen und mein Know-how einbringen, aber niemand wird von mir fertige Lösungen serviert bekommen. Veränderungen der Veränderungen wegen machen keinen Sinn. Das hat mich meine Zeit in Konzernstrukturen gelehrt. Da wurde jedes Jahr eine neue Idee durch's Dorf getrieben, nur um der Veränderung willen. So etwas ist sinnlos. Wir müssen uns sehr intensiv überlegen, wohin die Reise geht: Wofür steht die Universität Klagenfurt, was ist ihr Kern, ihre Essenz? Das müssen wir definieren und dann stringent daran arbeiten. Das ist ein Thema, das mich sehr interessiert und beschäftigt. Ein Aspekt wäre die digitale Transformation. Ich sehe hier große Entwicklungsmöglichkeiten für die Universität Klagenfurt. Sie hat in diesem Bereich enorme Potenziale. Weder Unternehmen noch die Gesellschaft werden sich diesem Thema verschließen können. Daran müssen wir arbeiten, und ich denke, hier kann ich mich sehr gut einbringen.

Wie können dezidierte ExpertInnen-Organisationen wie Universitäten in einer Welt Erfolg haben, in dem Experten-Wissen immer weniger zählt, in der Schwarm-Meinungen zum Credo werden?

Ich glaube, da sind die Universitäten nicht allein. Es geht ihnen wie vielen Unternehmen, sogar wie mir selber in meinem eigenen Unternehmen. Alle Institutionen werden sich darauf einstellen müssen, zwar sehr motivierte und gute, aber auch sehr mobile Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu haben, die aber nach einer gewissen Zeit wieder gehen, weil sie sich weiterentwickeln oder auch anders entwickeln wollen. Dieses geänderte Verhalten ist zum Teil jetzt schon Realität. Auch hier ist wieder die universitäre Expertise wichtig. Ein wichtiges Thema ist, dass junge Leute zum Beispiel zunehmende Probleme mit der Konzentrationsfähigkeit und der Fähigkeit zur Fokussierung haben. Auch das Leseverhalten ändert sich. Das sind Bereiche, in denen es Forschung und Expertise braucht, aber auch einen gesellschaftlichen Diskurs. Ein wichtiges Betätigungsfeld, auch im Hinblick auf die „Third Mission" von Universitäten. Hier gilt es, neue gesellschaftliche Verhaltensformen zu integrieren und die Gesellschaft dort abzuholen, wo sie ist, ohne dass die Universität ihre Expertise aufgibt. Der Schlüssel liegt wohl darin, sich zu bestimmten Fragen zu öffnen, und, Stichwort „open innovation", die Crowd zu befragen, ohne den Anspruch auf wissenschaftliche Tiefe abzugeben.

„Mein Ziel ist es, den Kern der Universität herauszuarbeiten, ein klares Profil zu entwickeln."

Welche Absolventinnen und Absolventen sollten Universitäten in Zukunft hervorbringen?

Analysefähigkeit ist sehr wichtig. Sie versetzt den Einzelnen in die Lage, Probleme selbstständig zu lösen. Das ist eine Schlüsselkompetenz. Wir müssen uns fragen: Welche Fähigkeiten brauchen die Absolventinnen und Absolventen von morgen? Geben wir ihnen das richtige Werkzeug für eine Karriere mit? Das sind spannende Fragestellungen, für die wir auch einen klaren gesellschaftspolitischen Auftrag haben. Wenn man sich ansieht, wieviel Lust und Spaß Kinder an Science-Veranstaltungen haben und welche Technik-Aversion dann die meisten Erwachsenen entwickeln, ist klar, woran wir arbeiten müssen. Ganz wichtig ist auch die Reflexionsfähigkeit. Das habe ich in Harvard erlebt. Es gilt, die Reflexions- und Problemlösungsfähigkeit zu schulen und heben. Sich selbst zu hinterfragen ist ein wichtiger Schlüssel, um reflektierte Entscheidungen treffen zu können. Aber vor allem sollen Studierende einen riesigen Spaß haben, bei uns zu studieren und zu lernen. Ein Studium soll Freude machen. Die Studierenden sind unser Rückgrat.

Was würden Sie sich für die Universität Klagenfurt wünschen, wenn Sie zehn Jahre in die Zukunft blicken könnten?

Erst einmal möchte ich sagen, dass der derzeitige Universitätsrat ein tolles Kollegium ist, wir ergänzen uns sehr gut. Die einzelnen Mitglieder bringen sehr viel mit, es ist eine gewachsene Kompetenz da. Daher haben wir auf jeden Fall sehr gute Grundlagen, um an der Zukunft der Universität zu arbeiten. Mein Ziel ist es, den Kern der Universität herauszuarbeiten, ein klares Profil zu entwickeln. Die Universität Klagenfurt soll ein wichtiger Knotenpunkt in einem Ökosystem sein, das weit über Kärnten hinausstrahlt, internationale Forscherinnen und Forscher sowie Studierende aus ganz Österreich und der ganzen Welt anzieht. ✷

Zur Person

Werner Wutscher ist gebürtiger St. Pauler, war 14 Jahre lang Beamter, davon sieben Jahre Generalsekretär im Landwirtschafts- und Umweltministerium. 2007 trat er als Vorstand in den Rewe-Konzern ein, wo er unter anderem für Finanzen, Strategie und Personal zuständig war. Seit 2013 ist er Founder und Managing Director von New Venture Scouting und verbindet Start-ups mit etablierten Unternehmen. Werner Wutscher hat ein Studium der Rechtswissenschaften an der Universität Graz absolviert und einen Master in Public Administration an der Harvard Kennedy School erworben. Seit April ist er Vorsitzender des Universitätsrats der Universität Klagenfurt.

Last-Minute-Tickets für Euro 7,–*
in allen verfügbaren Kategorien

-50% Ermäßigung*

* gültig für Studierende bis 26 Jahre mit Ausweis

STADTTHEATER KLAGENFURT

SPIELZEIT 18/19

ICH HABE EINEN TRAUM

Rusalka
Lyrisches Märchen von A. Dvořák
MUSIKAL. LTG **Nicholas Carter**
REGIE **Eva-Maria Höckmayr**
ab 13. Sep 18

JAZZCLUB KAMMERLICHTSPIELE
Patricks Trick
von Kristo Šagor
Koproduktion mit dem Theater WalTzwerk und der Pädagogischen Hochschule Kärnten
REGIE **Sarah Rebecca Kühl**
ab 19. Nov 18

Bella Figura
Schauspiel von Yasmina Reza
REGIE **Robert Gerloff**
ab 24. Jan 19

KOMA
Oper von Georg Friedrich Haas mit einem Text von Händl Klaus
Uraufführung der Klagenfurter Fassung
Koproduktion mit der Opéra de Dijon
MUSIKAL. LTG **Bas Wiegers**
REGIE **Immo Karaman**
ab 28. Mär 19

König Lear
Tragödie von William Shakespeare
Bearbeitung nach einer Übersetzung von Wolf von Baudissin von Stephanie Mohr
REGIE **Stephanie Mohr**
ab 04. Okt 18

Jannik und der Sonnendieb
UA
Ein Wintermärchen von Henry Mason
REGIE **Henry Mason**
ab 24. Nov 18

Pelléas et Mélisande
Drame lyrique von Claude Debussy
Koproduktion mit dem Théâtre des Champs-Élysées Paris, der Opéra de Dijon und dem Théâtre du Capitole Toulouse
MUSIKAL. LTG **Nicholas Carter**
REGIE & BÜHNE **Éric Ruf**
ab 14. Feb 19

Antigone
Tragödie von Sophokles
REGIE **Lore Stefanek**
MUSIK **Primus Sitter**
ab 11. Apr 19

La clemenza di Tito
Dramma serio per musica von W. A. Mozart
MUSIKAL. LTG **Nicholas Carter**
REGIE **Marco Štorman**
ab 08. Nov 18

La Bohème
Oper von Giacomo Puccini
MUSIKAL. LTG **Lorenzo Viotti**
REGIE **Florian Scholz**
ab 20. Dez 18

Vor Sonnenaufgang
Schauspiel von Ewald Palmetshofer nach Gerhart Hauptmann
REGIE **Georg Schmiedleitner**
ab 07. Mär 19

Evita
MUSICAL
Gesangstexte von Tim Rice
Musik von Andrew Lloyd Webber
Inszenierung der Originalproduktion von Harold Prince
MUSIKAL. LTG **Mitsugu Hoshino**
REGIE **Aron Stiehl**
ab 02. Mai 19

WWW.STADTTHEATER-KLAGENFURT.AT

© Christian Kaufmann

Seit 1835

Glücksmomente schaffen.
Nehmen Sie Platz und erleben Sie
unsere exklusive Betreuung.

Ihr Private Banking-Team
der Kärntner Sparkasse

bigbang